

visio

Open

**Die Welt
reparieren**

**Open Source und
Selbermachen
als postkapitalis-
tische Praxis**

Die Welt reparieren:

Eine Kunst des Zusammenmachens

*Andrea Baier,
Tom Hansing,
Christa Müller,
Karin Werner*

Kaputt. Das ist die Diagnose, die am Anfang vieler Aktivitäten „in eigenem Auftrag“ steht. Es geht ums Reparieren, das seit einigen Jahren wieder an Bedeutung gewinnt. Reparieren als zeitgemäße Antwort auf das Defekte bezieht sich heute nicht mehr nur auf Dinge des eigenen Haushalts oder sonstige Besitztümer, sie umfasst vermehrt auch andere Bereiche und Sachverhalte, die das eigene Leben betreffen und die man „relevant“ findet. Reparieren als zielgerichteter und gleichwohl ergebnis offener Angang setzt sich als Umgang mit und Zugang zur Welt immer mehr durch. Kaputt, das beschreibt eine Socke, die ein Loch hat, aber auch die kapitalistische Weltwirtschaft, die so vieles zerstört. Nicht mehr Kritik ist der dominierende Modus der Resonanz auf das, was nicht behagt und das man sich anders wünscht (sie spielt noch eine Rolle, aber nicht mehr die wichtigste), sondern eben Analyse bzw. Diagnose des Problems, Ideen zur Behebung und dann praktische Umsetzung – und das alles nicht allein, sondern gemeinsam mit anderen, mit vielen anderen. Diese konstruktive Praxis schließt auch das Fabrizieren und Umbauen von Dingen ein. Lebensweltliche Erfahrungen sind häufig Ausgangspunkt für die eigene Produktivität; der kaputte Traktor,

der zur Open Source Ecology führte, die Verschwendung von Lebensmitteln (Foodsaving und Foodsharing), die durch Autos verstopften Innenstädte (Lastenradbau, Carla Cargo) u. v. m. Das sind typische Gelegenheitsstrukturen, an denen nun zunehmend das Selberdenken und -machen einsetzen. Anstatt sich nur zu ärgern, fühlt man sich zuständig und „übernimmt“. Dieser unverblümete Zugang zu allem findet vor dem Hintergrund einer entgrenzten Wissensallmende statt, zu der alle Zugang haben und in die alle einspeisen, um Gleichgesinnte (Peers) zu finden, die sich mit ähnlichen Problemen befassen, Lösungen entwickelt haben und sich die Probleme der anderen zu eigen machen.

Diese Wissensallmende ist ein hochpolitischer Zusammenhang, ein Commons, das von vielen gepflegt und durch eigenes Zutun weiterentwickelt wird (vgl. Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung 2012). Silke Helfrich und David Bollier (2015) nennen diese Sphäre zu Recht die „Welt der Commons“ ¹, denn sie ist in ihren vielen Regionen und Faltungen nicht mehr zu überblicken. Das rechtliche Normengefüge für Entwicklungen, die hier eingestellt werden und zirkulieren, liefern Creative-Commons-Lizenzen (vgl. Troxler in diesem Buch). Open Source und Open Access sind hier Standard. Wie nicht nur die Praxisbeschreibungen in diesem Buch verdeutlichen, zeichnet sich in den Projekten, so verschieden sie ansonsten auch sein mögen, ein gemeinsamer Stil, eine neue Kultur, vielleicht sogar eine neue Zivilisation ab, eine, die das Potential hat, den Kapitalismus aufzuheben, weil sie hochmodern ist, rational, effizient, entgrenzt, inklusiv, ethisch durchdrungen, symbolisch-medial generalisiert und auf eine Weise weltbezogen-resonant ², die den entscheidenden Unterschied zur jetzigen Produktionsweise markiert. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes down to earth (gayabezogen, wie man mit Bezug auf Bruno Latour sagen würde) und kriegt trotzdem jede Menge hin, und das auch noch schnell und elegant. Sie ist in dieser Hinsicht diskussionswürdig, nicht weil sie den Kapitalismus überwinden will, sondern weil sie sich anschiekt, es praktisch zu tun, wengleich auch noch „in a nutshell“.

Da dieser Stil in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen auftaucht, von der Architektur über die Stadtplanung, die Fabrikation von kleineren und größeren Dingen, im Reparieren, in Logistik und Mobilität bis hin zur Ernährung, widmen wir uns ihm in all seiner Fülle. Wir versuchen ihn zu verstehen, Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen praktischen Ansätzen aufzuzeigen, zu verallgemeinern, kurz: Wir versuchen ihn zu lesen. Die Überschriften behandeln jeweils Aspekte, die wir für typisch und für interessant halten. Redundanzen sind bei dieser Art von Behandlung nicht nur nicht zu verhindern, sondern notwendig. Wir umkreisen unseren Gegenstand von vielen Seiten und sehen stets das Gleiche, aber unter immer wieder leicht veränderter Perspektive.

Lebensgefühl: Homo Faber goes Homo ludens

Das Selbstverständnis der in eigenem Auftrag tätigen Selbsterbauer*innen ist, dass die eigenen Gedanken und Handlungen wertvoll sind und einen Unterschied machen. Dies wird durch die eigenen Erzeugnisse auf neue Weise anschaulich, ja real. Das Miteinander ist meist freundlich. Man möchte Spaß haben und genießen, lässt sich vom eigenen Interesse und von großer Neugierde leiten, man hat Spaß daran, Erfolgserlebnisse zu verbuchen. Der Fokus liegt auf dem Machen in passender Umgebung: Homo Faber neu interpretiert als Homo ludens ³. Man hat eine „Musikalität“ für die Dynamik des Kapitalismus und weiß, dass der nicht zu „stoppen“ ist, ist sich aber der Tatsache bewusst, dass er stets neu entsteht. In diesen Flow fügt man sich geschickt an der richtigen Stelle ein und webt eigene Fäden in den großen Teppich ein bzw. tanzt auf lokalem und translokalem Terrain eigene Choreografien. Dabei kannibalisiert man die Auswürfe des Kapitalismus und den hier erzeugten Überschuss an Dingen in Form von Abfall bzw.

Müll. Aus dieser eigensinnigen Verweigerung der vorprogrammierten Exit-Option, aus der Umbiegung und Fortführung der Spiele mit Dingen in eigenwertigen Zusammenhängen entspringt eine Autonomie, auf die sich einige Akteure* auch berufen. Allerdings ist diese Autonomie nicht als umfassendes politisches Programm und kompromisslose Ablehnung von herrschenden Systemen und entsprechend heroisch sich dem Widerstand mit Haut und Haar unterwerfenden Subjekten zu verstehen, sondern eher Ausdruck der Eröffnung von Sphären, in denen eigenwertige soziale Prozesse stattfinden, die aber begrenzt sind und sein dürfen. Weder zielen sie auf das „komplette System“ noch fordern sie das komplette Subjekt. Die Teilnahme ist freiwillig und oft auch temporär begrenzt.

Nicht der Diskurs darüber, „die Welt verändern zu wollen“, leitet diese Praxis an, es dominiert der Modus des Weltreparierens: Konkret, präzise und lösungsorientiert geht dies vonstatten. Konjunktive stehen hier nicht hoch im Kurs, ebenso wenig wie Lamenti. Allerdings ist diese Haltung nicht zu verwechseln mit einer Gleichgültigkeit gegenüber den bestehenden Verhältnissen. Vielmehr ist den Einzelnen bewusst, dass sie nicht „alles ändern“ können. Anstatt sich in der Formulierung von

- 1 Diese Formulierung ist bewusst doppeldeutig gewählt: Universalistisch wird hier die Welt als ein Commons betrachtet, partikularistisch werden die konkreten Commonsprojekte als eigenwertige Zusammenhänge in den Blick genommen.
- 2 Hartmut Rosa (2016) sieht die Gegenwartsgesellschaft durch eine „unabschließbare Steigerungslogik“ gekennzeichnet – mit der Folge von fehlender Resonanz auf unterschiedlichen Ebenen: Welt und Subjekt erreichten sich gegenseitig nicht mehr. Beschleunigung führe zu Entfremdung und nur noch zu instrumentellen Formen der Interaktion. Die im Kontext des „Weltreparierens“ stattfindenden Handlungen dagegen erzeugen Resonanz, nicht nur zwischen Menschen, sondern auch Selbstwirksamkeitserfahrungen in Mensch-Ding-Interaktionen wie z. B. Bauen, Gärtnern oder Reparieren.
- 3 Die Subjektivitäten von Fabrikation und Spiel verschmelzen hier in neuer Weise ineinander.

Zukunftsvisionen zu verlieren und der Gegenwart zu entgleiten (vgl. Krasny in diesem Buch), setzen sie ganz konkret bei dem an, was ist. Statt einen Idealzustand zu imaginieren und herbeizudenken, fokussieren die Reparatere* und kollaborativen Fabrikanten* ihre Aktivitäten auf begrenzte, in ihrem Alltagsleben angesiedelte Sachverhalte oder Zusammenhänge, denen sie sich en détail widmen. Die Ausgangsfrage lautet hier also: Was ist jetzt der Fall? Wie sind diese oder jene Dinge gebaut? Wie funktionieren diese oder jene Abläufe genau? Man diagnostiziert und entflieht dem „Defekten“ bzw. als verbesserungswürdig Betrachteten (z. B. en masse weggeworfene Lebensmittel) nicht, sondern geht entschieden darauf zu. Die Realität wird eingehend betrachtet, auseinandergenommen bzw. analysiert (vgl. Friesinger/Schneider in diesem Buch) und mit Blick auf ein klar definiertes Ziel umgebaut, umgenäht oder umgeschrieben. Dies alles geschieht jenseits der pauschalen Verwerfung, sondern mit bewahrenden und rettenden Gesten, jedoch auch mit der gebotenen Respektlosigkeit vor allem, was einen davon abhalten könnte, die als „reparaturbedürftig“ erkannten Phänomene zu benennen und in Angriff zu nehmen. Was da ist, hat möglicherweise einen Wert, wenn es neu erschlossen bzw. angeschlossen werden kann. Dies beinhaltet eine möglichst umfassende ökologische Betrachtung des behandelten Sachverhalts mit dem Ziel, nicht ausschließlich aus egoistischen Motiven zu handeln (bzw. ihn als Eigentum zu behandeln), sondern den behandelten Gegenstand auch oder oftmals sogar primär mit Blick auf die Bedürfnisse anderer zu bearbeiten. Diese Bedürfnisse sind Gegenstand eingehender Befassung. Ob es sich um die Erschließung von Grünflächen in der Stadt handelt, um den Bau von Lastenfahrrädern oder um die Offenlegung von Bauplänen für landwirtschaftliche Maschinen, immer werden die – als legitim betrachteten – Einzelegoismen überschritten und eine Übereinstimmung mit dem Wohl von vielen angestrebt. Der Letzthorizont aller Vorhaben ist also die stets neu sich stellende Frage, ob und in welchem Maße sie dazu in der Lage sind, die Welt zu reparieren oder nicht.

Ethik: Die Welt als Commons, Konvivialismus als Modus Vivendi

Das Anliegen, die Welt durch neuartige gemeinschaftliche Praktiken des Fabrizierens und Ausbesserns „reparieren“ zu wollen, ist in hohem Maße ethisch durchdrungen. Die Welt bzw. der Planet, den wir bewohnen, wird als ein Gemeingut bzw. ein Gemeinsames, Geteiltes betrachtet. Diese Vorstellung ist nicht nur Teil des subjektiven Empfindens bzw. Gewissens, sondern wird im intersubjektiven Austausch verhandelt und zum Gegenstand von erfinderischen konvivialistischen Praktiken, die auf eigene Weise wiedergutmachen wollen, was an Schaden angerichtet wurde (vgl. Les Convivialistes 2014 und Adloff/Heins 2015) ⁴. Im wahrsten Sinne des Wortes konstruktiv sein, und dies im Rahmen eines gemeinsam gefundenen Modus, ist die wichtigste Orientierung.

Markant ist außerdem, dass es in diesem ethischen Projekt um die Konvivialität von Menschen, Tieren, Pflanzen und Dingen geht, die innerhalb einer Ordnung des Gebens und Nehmens neu zueinander ins Verhältnis gesetzt und im Vollzuge dessen allesamt „repariert“ werden. Diese Ethik ist nicht abstrakt, und sie umfasst auch nicht nur das Lebende bzw. alle „fühlenden Wesen“, sie bezieht sich vor allem auch auf Dinge, die hier einen neuen Status erlangen. Das Ding ist nicht nur eine Projektionsfläche und ein Mittel zum Zweck, es wird in seiner Wesentlichkeit und in seiner viele Wirklichkeiten und Sozialitäten ermöglichenden und hervorbringenden Kapazität erkannt, von den Engführungen und Zurichtungen des kapitalistischen Industrialismus befreit und zum Aktanten in neuartigen Zusammenschlüssen (vgl. unten zur „Umschöpfung“). Explorativ herauszufinden, wie ein gutes (= erhaltendes, pflegendes, achtsames, bewahrendes, wertschätzendes, intelligentes,

phantasievolles etc.) Dingverhältnis gestaltet werden kann, das nicht primär vom Tausch und von kapitalistischer Verwertung geprägt ist, sondern von Kopräsenz und Teilen, ist Gegenstand der Angänge, die wir in den Dinglaboren des DIY/DIT **5** beobachten können. Während die kommunistische Utopie sich primär dem Wohle des Menschen widmete, die Dinge, worunter auch all das zu fassen ist, was der Common Sense als „Natur“ bezeichnet, jedoch als Abstrakta einer Werttheorie einverleibte und sie dadurch unsichtbar machte und zähmte **6**, haben die DIT-ler* verstanden, dass ein konvivialistischer Ansatz unbedingt die Achse der Dingverhältnisse einschließen muss, ja, dass die „Dingfront“ eigene Möglichkeiten für die Reparatur der Welt bereithält. Geflickt wird auch der Riss, der zwischen Dingen und der Welt durch die Industrieproduktion entsteht, bei der es nicht primär um den Gegenstand, sondern um den Profit geht. Die Ethik der DIY-ler* ist also eine praktische und eine konvivialistische. In der bewusst erlebten Unbestimmtheit des „man wird sehen“ (vgl. Kuni in diesem Buch) offenbart sich eine offene und neugierige Haltung gegenüber der Welt

Offenheit und Zugänglichkeit ist auch unabhängig davon, dass Dinge entstehen, eine wichtige Norm. Die Welt ist ein Commons. Dies gilt nichts, wenn es nicht praktisch verwirklicht wird. Commons heißt im umfassenden Sinne Teilen und Zusammenmachen, sprich alle sollen Zugang zu Wissen und zu allen anderen Gütern haben (dazu gehört, dass man sich an die gemeinsam vereinbarten Regeln hält). Für die DIY/DIT-ler* bedeutet das, dass sie all ihre Entwicklungen offen zugänglich machen, i.d.R. im Internet, aber auch in allen anderen Zusammenhängen, wo sich Menschen treffen bzw. versammeln. Man begreift sich als Teil einer teilenden und unterstützenden Community oder Crowd, in die hinein man Bitten oder Fragen richten und berechtigte Hoffnung auf Antwort haben kann. Klassisch ist mittlerweile das Crowdfunding, es gibt jedoch darüber hinaus eine unübersehbar große Vielzahl von gegenseitigen Unterstützungsinteraktionen. Dieses Verhalten ist

Teil der jeweiligen Community-Normen, also einer Ethik gegenseitiger Hilfe. Sie kann dyadisch erfolgen, sie kann aber auch eine größere Anzahl von Akteuren* involvieren. Sie kann im Prinzip sehr lange Handlungsketten erzeugen, die aber nicht unilinear sind, sondern multilinear und vernetzt. Dabei darf man nicht vergessen, dass all dies auf Freiwilligkeit beruht (eine weitere wichtige Norm). Die digitalen Versammlungsorte spielen hierbei eine wichtige Rolle und erweitern das lokale Setting des Face-to-Face um wertvolle Kapazitäten. Man wechselt bruchlos zwischen beiden Dimensionen hin und her und schafft so miteinander eigene Sphären von Verbindlichkeit.

Da der Konvivialismus in diesen Sphären selbstverständlich auch Tiere und Pflanzen einschließt, drehen sich zahlreiche Projekte um die Umwandlung und Neugestaltung dieses Verhältnisses; es ist eine Facette in fast allen hier beschriebenen Projekten. Die Schließung der „production divide“ zwischen Produzenten* und Konsumenten* (von Lebensmitteln) und die damit verbundene Risikoverteilung der naturabhängigen landwirtschaftlichen Produktion auf viele Schultern wird im Kartoffelkombinat (vgl. das Praxisporträt in diesem Buch) als Mittel erprobt, im Weltmaßstab betrachtet gute Lebensmittel zu erzeugen

- 4** Das Konvivialistische Manifest und die hier formulierte Ethik, die zugleich eine Kunst des Zusammenlebens ist, bringen die im Offenen Fabrikations- und Reparaturkontext ausgeprägte Haltung zum Zusammenmachen sehr gut auf den Punkt. So ist der Titel dieses Aufsatzes eine Variation des Untertitels des Manifests. Dieser lautet: Für eine neue Kunst des Zusammenlebens (vgl. diekonvivialisten.de). Das Manifest bietet eine Weiterentwicklung und Neupositionierung des Begriffs „Konvivialität“, der ursprünglich von Ivan Illich stammt (vgl. Illich 1975).
- 5** DIY/DIT ist die Selbstbezeichnung der kollektiv organisierten Selbermacher*. DIY steht für Do it yourself, DIT für Do it together.
- 6** Hierüber ist im feministischen Kontext viel geschrieben worden. Die theoretische „Entsorgung“ der Dinge, der Frauen und der anderen sperrigen Subjekte im Marxismus in den tiefen Klüften der Nebenwidersprüche muss als Defekt dieser modernen Denkweise kritisiert werden.

und diese auf eine entsprechende Weise zu transportieren und zu verzehren (was in einem anderen Projektkontext den Ausgangspunkt der Entwicklung von Lastenrädern darstellt, vgl. Carla Cargo in diesem Buch). Der Verzehr von Tierprodukten steht unter kritischen Vorbehalten und wird tendenziell durch vegetarisch-vegane Gerichte ersetzt, die gerne gemeinschaftlich zubereitet und gegessen werden. Auch diese „Baustelle“ zeitigt mannigfaltige Innovationen im Dingbereich, wie z.B. mobile Küchen (in diesem Buch).

Eine weitere wichtige ethische Dimension betrifft die Gast- bzw. die Willkommenskultur, die bei den Selbermachern* als zentraler Aspekt einer geteilten Welt begriffen und zum Gegenstand vieler Projekte wird. So ist die freie Zugänglichkeit von Angeboten, Räumen, Werkzeugen und Wissen eine gesetzte Norm in allen Projekten. Diese Gastlichkeit macht sie sozusagen aus. Ein weiteres Versuchsfeld des Selbermachens betrifft folgerichtig auch die Begegnung mit Geflüchteten. Hier werden neue Formen von Unterbringung und Unterstützung geprobt. ⁷ Diese Experimente mit Räumen der Gastlichkeit unterwandern die räumliche Segregation von Einheimischen und Flüchtlingen, die tendenziell kaserniert bzw. in Lagern untergebracht und von der einheimischen Bevölkerung getrennt werden. Diesen Praktiken des „doing refugee“ setzt eine wachsende Zahl von Initiativen nun eine Praxis der Raumgestaltung und -nutzung entgegen, in der Einheimische und Geflüchtete Räume gemeinsam bewohnen oder Zeit in ihnen verbringen. Neben kollaborativ orientierten smarten Onlinediensten, die Wohngemeinschaften von Einheimischen und Flüchtlingen organisieren, gibt es auch Experimente mit Hotels, die von Gruppen betrieben werden, an denen auch Flüchtlinge beteiligt sind. Das Praxisbeispiel Grandhotel Cosmopolis in diesem Buch beschreibt diesen neuen Raumtyp, der den Ankömmlingen auf eigene Weise das Gefühl gibt, hier willkommen zu sein. Die Umkehrung der Rollen in diesem Rahmen, in dem Geflüchtete zu Gastgebern* werden können, ermöglicht Formen des Kontakts, mit denen die gängigen sozialen Skripte außer Kraft gesetzt

werden und sich Begegnungen ereignen können, die für alle Beteiligten bereichernd sind. ⁸

Dies kommt auch in vielen Aktivitäten zum Ausdruck, die man gemeinsam mit Flüchtlingen unternimmt: Ob man ihnen Freifunknetze in den Unterkünften zur Verfügung stellt oder zusammen mit ihnen Fahrräder baut oder gemeinsam Shirts bedruckt, Kleidung fertigt, kocht, gärt, die Stadt durchstreift: Flüchtlinge sind nicht Empfänger* von Hilfen, sondern Kollaborateure. Die Grenzregime moderner Nationalstaaten und die politischen Ideologien des Ausschlusses von anderen, ja die politisch aufgeladene Vorstellung von „uns“ und „anderen“ wird von den Selbermachern* abgelehnt; an die Stelle eines „doing refugee“, das die Geflüchteten zugleich stigmatisiert, exotisiert und entmündigt, tritt die Ermöglichung von Räumen und Zusammenhängen, in denen man einander begegnen und zusammen etwas Sinnvolles tun kann. ⁹

Neue resiliente Subjektivitäten: Selber- machen statt Aktivierung

Die Erosion der wohlfahrtsstaatlichen Ordnung des 20. Jahrhunderts und der Aufstieg der neoliberalen Ordnung unter dem Primat der kapitalistischen Ökonomie führt zur Herausbildung neuer Subjektivitäten, die hinlänglich analysiert und beschrieben worden sind. Die Konzepte des Arbeitskraftunternehmers (vgl. Voß/Pongratz 1998 und Elster 2007), der Prekarisierung (vgl. Marchart 2013), der Aktivierung (vgl. Lessenich 2008) als „achsenverschobenen“ Modus zwischen Individuum und Gesellschaft verweisen auf neue Formen der Subjektivität im Spätkapitalismus. Unwohlgefühle (vgl. Mixa et al. 2016), Burnout und Depression sind vielbeobachtete Symptome bei den betroffenen Subjekten (vgl. Ehrenberg 2004, Neckel/Wagner 2013), auch die Verstri-

ckung der Kreativität in dieses Regime ist offengelegt worden (vgl. Reckwitz 2013 und 2016), und auf den ersten Blick könnte man meinen, dass das Selbermachen auch nur eine Form der „Aktivierung“ darstellt. Doch schaut man differenzierter hin, erkennt man, wie heterogen die Maker-Szene tatsächlich ist: Es gibt Fraktionen darunter, die voll anschlussfähig zum neoliberalen Projekt sind und in denen Making eine Art Mode bzw. lifestyle-mäßig cool und angesagt ist. Man strickt, trägt hippe selbstgeschneiderte Kleidung und kocht ab und zu mal vegan. Darum herum haben sich ganze Industrien formiert, die die entsprechenden Warenangebote bereithalten. Ja, auch Selbermachen kann man konsumieren, indem man das vorgefertigte Urban-Gardening-DIY-Set in den IKEA-Einkaufswagen legt oder auch hübsche Unikate bei den einschlägigen kommerziellen Onlineplattformen bestellt. Die sind besonders begehrt, weil kein anderer sie besitzt. Neben den kapitalistischen Kannibalisierung des neuen Selbermachens als Konsum gibt es diesen Sog auch auf der Seite der Produzenten*. Etwa indem man als Maker auf den großen Coup hofft, vielleicht als Start-up, das mit Börsengeld geflutet wird. Die Nähe bzw. das Zwillingungsverhältnis der Kapitalismusaffinen Maker zu den Kapitalismus-

kritischen Makern ist unübersehbar und war jahrelang im Betahaus in Berlin anschaulich zu studieren. Im Erdgeschoss nebenan war die Open Design City untergebracht, in der die Open-Source-Community ihre vielseitigen ergebnisoffenen Experimente mit dem durchführte, was übrig war (sprich: Müll). Die Szene war tatkräftig und witzig zugleich. Anfälligkeiten für neoliberale Subjektivierungen waren jedoch auch hier zu beobachten, und zwar – und dies ist eine dritte Form der kapitalistischen Kannibalisierung – in Form von Starallüren und des Sichprofilierens einiger weniger vor dem Hintergrund einer sympathischen offenen Szene. Die beobachtenden Medien und andere Unternehmen fordern Namen, Macher, Celebrities, die sich gut auf Bildern machen. Sie fordern sprachliche Repräsentationen und Darstellungen, die das Projekt greifbar und verortbar machen. Sie goutieren innovative und gerne auch provokative Ideen, die das Publikum auf die eine oder andere Weise unterhalten: ein Dilemma, vor dem Projekte dauerhaft stehen und mit dem sich die meisten reflektiert auseinandersetzen. Der Nimbus der innovativen und eigenwilligen Selberrmacher* und der durch sie geschaffenen Räume und Stile macht sie anfällig für vielfältige Vereinnahmungen. Nicht zufällig sind Werbeagenturen, also die kreativen Brüder und Schwestern aus dem kommerziellen Lager, diesbezüglich besonders aktiv. Sie übernehmen die Bilder und Artefakte und verbinden sie mit kontextfremden Produkten, im schlimmsten Falle mit solchen, die die DIT-Orte bedrohen. ¹⁰ Davon können die Urban-Gardening-Projekte ein Lied singen. ¹¹

Jenseits der vielfältigen Kannibalisierung, die weiter unten noch einmal behandelt werden, gibt es jedoch im gemeinsamen Selbermachen resistente eigenwertige soziale Strukturen und Subjektivitäten, in denen die „Achsenverschiebung“ außer Kraft gesetzt wird. Die Subjektivität des Selbermachens ist eindeutig aktivierend: Sie ist zielorientiert, flexibel und smart. Jedoch werden all diese Neigungen und Fähigkeiten aus dem konkurrenzen- und leistungsbezogenen Bewertungsgefüge (à la Assessment-Center) extrahiert und

- 7 Eine an dieser Stelle erwähnenswerte Initiative ist IHA Help (in diesem Buch), wo Freiwillige sich via Social Media zusammenfinden, um Flüchtlingsunterkünfte entlang der sogenannten Flüchtlingsrouten schnell und unbürokratisch zu errichten und auch für alles Weitere zu sorgen, was notwendig ist, um die Menschen praktisch zu unterstützen.
- 8 Diese Orte sind Räume eines „lokalisierten Kosmopolitismus“ im Sinne von Heidrun Friese (vgl. Friese 2014).
- 9 Pionierräume dieser Art sind nach wie vor die hier nicht berücksichtigten Interkulturellen Gärten, vgl. anstiftung.de
- 10 Eine ebenso gängige wie plumpe Form der Kannibalisierung ist der frühzeitige Kauf (für wenige Euro) und spätere Verkauf von Domainnamen mit Bezug zum Open-Milieu.
- 11 Und sie formulierten aus diesem Grund ein Manifest: urbangardeningmanifest.de/

Teil einer geteilten Erfahrung. Selbstverständlich gibt es auch im DIY/DIT-Kontext ein individuelles Leistungsbewusstsein, aber die Heraushebung Einzelner wird nicht genährt, sondern immer zurückgeführt in die Wirklichkeit eines Miteinanders. Der Erfolg und die Leistung werden letztlich allen daran Beteiligten zugeschrieben. Dass dies nicht nur ein Lippenbekenntnis bleibt, dafür sorgt die Organisation der Praxis als gemeinsames Tun, als stetige Interaktion, als geteilte Jobs. Man macht es gemeinsam und sucht auch über den Rahmen des Projektes hinaus das Gemeinsame. Es ist genau das, was die Beteiligten anzieht, was sie fasziniert: Der Fokus liegt im Unterschied zur kapitalistischen Produktion nicht nur auf dem Ergebnis, sondern es ist die „Kunst des Zusammenmachens“ ¹², die sie anzieht. Für das Subjekt bedeutet dies, dass es nicht allein verantwortlich für das Entstehen und das Entstandene ist (und dann auch die Meriten dafür nicht allein reklamieren kann), sondern dass es in einen Prozess mit anderen eintritt. Dieser ist per se konstruktiv. Die soziale Einbettung in ein verstetigtes Geben und Nehmen von Ideen und Impulsen führt zu Ausbrüchen aus bzw. einer Destabilisierung der neoliberalen Subjektivität, die bei aller Vielfalt des Sozialen auf der eindeutigen individuellen Zuschreibung beruht. Wie Helfrich et al. (2015, S. 11f.) sagen, ist das neoliberale Individuum bzw. das Subjekt des Marktes ein Geteiltes und kein Teilendes. Und genau an diesem Punkt setzen die Commonsbewegung bzw. die konvivialistischen Formen des Sozialen an. Aus dem geteilten wird ein teilendes Subjekt, und das nicht nur gelegentlich, sondern grundsätzlich und immer wieder. Für die daran Beteiligten ist es genau diese Dimension des Miteinanders, die ihnen Freude macht. Es ist nahelegend, dass sich durch das eingeübte Miteinander die Wahrnehmung für sich selbst in der Welt verändert (vgl. Weber 2016). Man übt sich im Teilen, man erfindet sich als konstruktives soziales Wesen, ja, man erlangt vielleicht sogar Meisterschaft darin. Entstehen hier virtuose Subjekte des Teilens? Das kann beim gemeinsamen Fabrizieren passieren, aber nicht durch Indoktrination, sondern durch die geteilte und

partizipative Handhabung praktischer Vollzüge, durch die eine geteilte Wirklichkeit entsteht. Diese teilende Subjektivität wird nicht nur im unmittelbaren Austausch im Zuge der Fabrikation geübt (quasi mitfabriziert); sie realisiert sich auch über die Offenlegung der Quellen, also ihrer Erfahrung und ihres Wissens für andere. Sie ist das subjektive Pendant zur Creative-Commons-Lizenz; nicht als Eigentümer*, sondern als Bereicherer* der Welt. Sie geben sich als Erfinder*innen zu erkennen, aber die Relation zwischen ihnen und dem Produkt ist nicht restriktiv, sie schließt andere nicht aus, sondern mit viel Engagement und ganz bewusst ein. Sie wollen ermöglichen, sie hoffen auf Resonanz, darauf, dass jemand an ihre Ideen anschließt. Diese Offenheit steht in scharfem Kontrast zu den hegemonialen Diskursen um das Subjekt herum, das auf economy getrimmt wird und „nicht blöd“ (Media Markt) sein, sondern stets an sich selbst denken soll. Dass diese Denkart die involvierten Subjekte unter Angst und Stress setzt, ein Gefühl von ständigem Zukurzkommen verbreitet sowie Misstrauen nährt, liegt auf der Hand. Um diese Subjektivität umzubiegen, braucht es robuste bzw. resiliente Kontexte, in denen andere Spielregeln gelten, und das nicht allein aus Altruismus, sondern weil es allen Beteiligten gut tut und ihnen sinnvoll erscheint, die sie also gegen die Vergesellschaftungsmodi des Neoliberalismus immunisieren.

12 Dies ist eine bewusste Variation des Untertitels des Konvivialistischen Manifestes.

13 „Nähe zur Subsistenz“ meint hier erstens, dass in vielen Projekten Dinge, die für den unmittelbaren Lebensunterhalt nötig sind (Essen, Kleidung, soziale Beziehungen, ...), im Fokus stehen, zweitens, dass in den Projekten nicht die Logiken der Warenproduktion (Effizienz, Konkurrenz, ...) den Ton angeben, sondern die Handlungsrationalitäten, die für Subsistenzproduktion (das ist die unbezahlte Arbeit, die der unmittelbaren Versorgung dient) typisch sind (Fürsorge, Kooperation, Orientierung am Leben bzw. am Lebensnotwendigen), und drittens, dass es um die Absicht geht, Dinge selbst zu regeln und möglichst unabhängig vom Markt Handlungsfreiräume zu erhalten (vgl. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

Der Subsistenz-Turn: Neue Praktiken der Fürsorge

Was Inhalte und Herangehensweisen angeht, zeigen die Akteure* und ihre Projekte eine auffällige Nähe zur Subsistenz **13**, die sowohl im Fokus auf die Fragen der Versorgung – in der intensiven Beschäftigung mit Nahrung, Energie, Kleidung, basalen Infrastrukturen – deutlich wird als auch in der grundsätzlich verantwortlich-fürsorglichen Haltung (Care **14**) der Welt gegenüber zum Ausdruck kommt. Zudem ist der Plan, es selber machen zu wollen, sich eigenständig mit den fürs Leben notwendigen Dingen versorgen zu können, „aus sich selbst heraus zu bestehen“ (lateinisch: *subsistere*), ohnehin die erklärte Absicht. Es geht, wie Dahm/Scherhorn formulieren, um die selbsttätige Versorgung mit „marktfreien Gütern“ (Dahm Scherhorn 2008, S. 24).

Die Fürsorge bzw. Subsistenzorientierung im Umgang mit der Welt kann sich auch in Bereichen zeigen, die nicht mit Subsistenz im engeren Sinne zu tun haben. Es geht hier mehr um eine generelle Einstellung, sorgsam mit den vorhandenen Ressourcen umzugehen (diese Achtsamkeit ist gewissermaßen selbst eine Subsistenztechnik **15**).

Man kümmert sich insbesondere um die basalen Dinge des Lebens, die unmittelbaren Notwendigkeiten, um die Grundlagen. Immer wieder ist in den Projekten – bei POC21, Open Source Ecology etc. – davon die Rede, dass es um die Entwicklung nachhaltiger Technologien und Lösungen „zur Deckung menschlicher und gesellschaftlicher Grundbedarfe“ geht (vgl. die Beiträge von Wind und KanTe in diesem Buch). Um den Zugang zu Energie oder modernen Kommunikationsmedien sicherzustellen, kommen durchaus auch Hightech und Expertenwissen zum Einsatz, die aber in den Dienst der Sache gestellt werden (und keiner Profitmaximierung dienen wollen).

Bei den Experimenten mit Aquaponik geht es um dezentrale, kleinteilige und nachhaltige

Beiträge zur Ernährung der Stadt, ohne auf Fischbestände anderer Weltgegenden zuzugreifen. Wichtig ist zudem, dass damit Gemeinschaft, kollaborative Verbindungen geschaffen werden: So ein Bassin muss irgendwo stehen, es muss gewartet werden (sprich, es braucht Kümmerer*), es schließen sich weitere Fragen an, die zu klären sind: Ist das tiergerecht, welche Fische eignen sich, ist das ein gutes Energieverhältnis, wie arbeitsintensiv, wie platzsparend ist eine solche Erzeugung von Lebensmitteln? Im BioLab Dortmund beschäftigt man sich mit der Herausforderung, selber Rohstoffe zu produzieren. Perspektivisch sollen die gezüchteten Pilze entweder als Nahrung oder als Baustoff zum Einsatz kommen und die Bakterien Material für Lampenschirme liefern und vielleicht in naher Zukunft auch Kleidungsstoffe. Mit dem Schredder von Marek Senický lassen sich nicht nur Plastikabfälle zu Rohstoff für 3D-Drucker umwandeln, sondern auch organische Abfälle zu Wurmfutter.

14 Die an Gilligan (1982) anschließende Care-Debatte rekurriert wie die Diskussion um die Subsistenzproduktion (bzw. Reproduktionsarbeit bzw. Hausarbeit, vgl. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983) auf die für die Übernahme von Fürsorge- und Pflegetätigkeiten notwendigen Qualitäten, insbesondere auf die Sorgerationalität (Care). Die Begriffe „Care-Arbeit“ und „Subsistenzproduktion“ fassen das Bezeichnete dennoch unterschiedlich (vgl. Haidinger/Knittler 2014, S. 108–125). Verschiedentlich wurde in der Debatte das Care-Konzept ausgeweitet und auch auf Sorge um die Welt und Sorge um die Natur bezogen bzw. die Forderung erhoben, die für Fürsorge- und Pflegetätigkeiten typische Sorgerationalität zu verallgemeinern und auf die Gesellschaft oder Wirtschaft auszudehnen (vgl. Tronto 2013, Tronto/Fisher 1990 und Praetorius 2015); vgl. entsprechend die Forderung, die Subsistenzorientierung zu verallgemeinern bzw. eine Subsistenzperspektive zu entwickeln (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997).

15 Weil es um die Versorgung geht – und nicht um den Profit –, existiert kein grundsätzlicher Widerspruch zwischen Subsistenzproduktion und dem langfristigen Erhalt der Lebens- bzw. Produktionsgrundlagen. Insofern erwirtschaften subsistenzorientierte Gesellschaften ihren Lebensunterhalt in der Regel auf nachhaltige Weisen, es sei denn, sie sind in eine prekäre Lage geraten (vgl. Radkau 2000).

Zu Experimenten dieser Art gesellt sich das Interesse, sich in handwerklichen und haus- haltlichen Fertigkeiten kundig zu machen. Dass Kulturtechniken im Bereich Subsistenz und Selbermachen verloren gingen, wird teilweise ebenfalls als reparaturbedürftiger Zu- stand wahrgenommen. Etwa selber nicht mehr kochen zu können, auf Fertiggerichte und In- dustrienahrung angewiesen zu sein, wird als Verlust wertvoller praktischer Verbindungen zur Welt empfunden und nicht nur, dass es zu einer Verengung des Geschmacks führt und auch nicht gesund ist.

Subsistenz gewinnt in den Praktiken und Projekten eine enorm hohe Bedeutung und Sichtbarkeit. Sie wird zentral gestellt, beleuch- tet und zum Gegenstand innovativer Aktivi- täten und eben nicht vernachlässigt bzw. still- schweigend vorausgesetzt.

Dazu gehört, die Verantwortung für die Sub- sistenz nicht anderen zuzuschieben, den dafür Zuständigen, womöglich dafür Bezahlten. Be- zahlen heißt: aus den Augen und aus dem Sinn. Die Projekte im Bereich DIY/DIT streben ge- nau das Gegenteil an. Weil man auf der De- growth-Konferenz 2014 in Leipzig oder auf dem Lesbenfrühlingstreffen 2014 in Berlin selber kochen, selber spülen, selber Veranstal- tungen anbieten konnte bzw. musste, passier- ten verschiedene Dinge: Das Essen war erheb- lich besser als sonst auf Großveranstaltungen. Man hatte in den Pausen zu tun. Die Teilneh- mer*innen kamen auch in den Kochgruppen ins Gespräch, lernten sich beim Tun und nicht nur beim Diskutieren kennen. Es entstand noch mehr das Gefühl, „es ist unser aller Event“. Die Subsistenz gemeinschaftlich zu regeln, en- gagierte die Beteiligten.

Sich um die Subsistenzangelegenheiten sel- ber zu kümmern, war auch auf der POC21 Konsens. Zum Zukunftsszenario gehört also eine inkludierende Sichtweise und Praxis. Die für die moderne Gesellschaft so typische Lö- sungsstrategie, Folgekosten bestimmter Pro- duktions- und Konsumtionsweisen zu exter- nalisieren, auf andere abzuschieben und die Trennungsstruktur der modernen Ökonomie zu perpetuieren, wird hier nicht gewählt. Kei- nen Caterer zu engagieren, sondern die Sache

selber zu regeln, bedeutete nicht nur mehr Ar- beit für alle Beteiligten, man holte sich auch bestimmte Diskussionen „ins Haus“, die man ansonsten nicht gehabt hätte: Welches Essen passt zu einem Event wie der POC21? Auch der Umgang mit der Toilettenfrage war von diesem Geist (des Sich-selber-Kümmerns) ge- prägt. Man bestellte kein Chemieklo, sondern klärte die Sache mit Trockenklos selber (vgl. das Praxisbeispiel in diesem Buch).

Sich um die Subsistenz kümmern, vermittelt Eigenmächtigkeit. Die Körper sind involviert, und Eigenwirksamkeit wird hier schnell spür- bar. Es suchen auch deshalb viele Akteure* Praxisfelder in Subsistenzkontexten auf oder erfinden sogar neue subsistente Praxen **16**, weil es hier vergleichsweise einfach ist, wie- der zur Produzent*in zu werden, die Dinge selber in die Hand zu nehmen, Dinge selber herzustellen. Ein Brot zu backen, sich elemen- tares Wissen über Kräuter anzueignen, ist kein Hexenwerk. Wie Cecilia Palmér in ihrem

16 So bezeichnet Paech z. B. die Herstellung von Gebrauchsgütern aus ausgemusterten Dingen als „moderne Subsistenz“ (s.u.).

17 Die Vorlieben sind oft die erwartbaren: Frauen engagieren sich eher in den Gemeinschaftsgärten als in den techni- schen Umgebungen, während Männer gerne schrauben und fräsen. Bemerkenswert aber ist, dass eine Überschreitung leicht fällt. Auch in einer so „männlich“ geprägten Umgebung wie der Dingfabrik ist es mög- lich, dass eine Frau eine CNC-Fräse ent- wickelt (vgl. FolksFräse). Dass sich Männer typisch „weiblich“ konnotierte Bereiche erobern, wird seltener beobachtet. Oft wer- den Projekte aber auch konsequent paritätisch angegangen.

18 So bezeichnet man den mehrgenerati- onalen, vielfältig verflochtenen großfamili- ären Haushalt, der bis zur Zentralisierung der Arbeit in Fabriken und Büros (infolge der industriellen Revolution im 19. Jahrhun- dert) die Reproduktion seiner Mitglieder sowie die gesellschaftliche Reproduktion sicherstellte.

19 Während in der fordistischen Phase die Haus-, Erziehungs- und Pflegearbeiten von dazu abgestellten Personen – den Haus- frauen – unbezahlt geleistet werden sollten, versucht das neoliberale Regime, alle ver- fgbaren Personen für den Arbeitsmarkt zu mobilisieren.

Plädoyer für eine kollaborative Modenkultur schreibt, findet sich eine Schere noch in jedem Haushalt (vgl. ihren Beitrag in diesem Buch), gibt es einen direkten, unverstellten Zugang zu diesen Techniken, zu diesem Produzieren.

Bei der Beschäftigung mit der Subsistenz geht es nicht zuletzt auch darum, sich auf neue Weise und mit anderen verbunden zur Produzent*in der eigenen Lebensumstände zu machen. Man steigt zeitweilig aus dem bekannten Muster Fremdversorgung aus, durchbricht die Trennung von Produktion und Konsum. Dass man in den Projekten die grundlegenden Kulturtechniken schätzt, hat vor allem damit zu tun – und natürlich auch damit, dass vor allem sie es sind, die das Leben (im umfassenden Sinne: Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge) erhalten.

In diesem Zusammenhang finden mitunter auch Männer einen intensiveren Zugang zu Subsistenz. Obwohl Fürsorge oft kein Thema für Männer ist (oder nicht so ein vordringliches), entwickeln sie in den Projekten oft eben doch ein fürsorgliches Verhältnis im Umgang mit der Welt. Auch wenn sie häufig vor allem von den technischen Aspekten fasziniert sind und manchmal die Fürsorge sogleich wieder den technischen Apparaten, der App übereignen, die dann die Sache mit den Fischen oder dem Pflanzentränken regeln soll. **17**

Dass die einen versorgen, die anderen versorgt werden (die einen unbezahlt arbeiten, die anderen bezahlt) – diese für die moderne Ökonomie so typische Arbeitsteilung wird in den Projekten jedenfalls aufgebrochen, wenn Subsistenzarbeiten öffentlich verrichtet werden, alle sich beteiligen, wenn sie wertgeschätzt werden, Gegenstand von Debatten sind, mit all ihren Implikationen im Mittelpunkt stehen und Fähigkeiten und Logiken aus dem reproduktiven, „privaten“ Bereich in den öffentlichen migrieren.

Im Nürnberger stadtgarten kocht eine der Gärtnerinnen, Xenia Mohr, kompetent und gut (und vegan), sie organisiert die Kaffeemittage, sie veranstaltet Kochworkshops, ihre Autorität ist allseits anerkannt. Sie kocht nicht privat, im Garten kocht sie öffentlich. Das ist der entscheidende Unterschied, sie agiert

gleichsam professionell, ausgestattet mit dem entsprechenden Equipment, sie fürchtet sich auch nicht vor großen Gruppen. Die Gartenmitglieder sind stolz auf sie und überlassen ihr die Bühne. Was sie macht, ist insofern sichtlich keine Hausarbeit, vielmehr ist sie eine Produzentin, der Gemeinschaftsgarten ein Oikos, quasi ein modernes „Ganzes Haus“ **18**. Solcherart Expert*innen finden sich gerade in Gemeinschaftsgärten oft, auch in Bezug auf Kräuterwissen, Heilkunde, Saatgutvermehrung.

Merke: Wenn Subsistenz/Care nicht im abgeschlossenen Innenraum stattfindet, kann sie sogar Spaß machen – und kann es sogar Anerkennung vermitteln, wenn man sich damit auskennt. Damit kehren die Protagonisten* die (neoliberale) Entwicklung **19**, dass reproduktive Arbeiten zunehmend warenförmig angeboten werden bzw. „nebenher“ erledigt werden sollen, tendenziell um und setzen die Subsistenz auf neue Weise ins Recht, allerdings ohne dass es groß theoretisiert würde.

Essen: Weltbezug par excellence

Essen ist für die Do-it-yourself-Bewegung eine Praxis, um vielfältige, symbolisch aufgeladene und praktisch umsetzbare Weltbezüge herzustellen. Die neuen Aktivist*innen interessieren sich für die elementaren Austauschprozesse, die beim, vor und nach dem Essen mit der lebendigen Welt stattfinden. **20** Der ethische und ökologische – und zunehmend auch der wirtschaftliche – Bankrott der industriellen Landwirtschaft ist für sie Anlass, nach neuen Wegen zu suchen und eigene Optionen zu entwickeln: Die Verschwendung von Lebensmitteln, die Zerstörung der Böden, der Verlust der Artenvielfalt, die Tatsache, dass Bauern von ihrer Arbeit nicht mehr leben können, dass Pflanzen und Tiere mit Giften traktiert werden und dies durch Steuermittel finanziert wird – aus all diesen Gründen erscheint den Akteuren der Ernährungsbereich reif für die Transformation.

Ernährung wird als demokratisches Feld neu bespielt (z.B. über Ernährungsräte **21**), man will wissen, welche lokalen und globalen Folgen Ernährungsweisen haben, und mitbestimmen, wie sich die eigene Stadt ernährt. Dabei wird nicht nur geredet, sondern eine neue Praxis erprobt und direkt begonnen: Die Urban-Food-Bewegung reklamiert öffentliche Flächen für den gemeinschaftlichen Gemüseanbau, rettet übriggebliebene Nahrungsmittel vor der Mülltonne und verteilt sie um, transportiert auf Lastenrädern mobile Küchen durch die Stadt, um die sinnliche Qualität und Realität der Lebensmittelzubereitung zu vermitteln; sie erprobt mit stadtnahen Landwirtschaftsbetrieben eine Logistik, die die regionale Produktion und Verteilung von Gemüse in bescheidenem Rahmen wieder rentabel macht, die Spezifika der bäuerlichen Produktion berücksichtigt und den Pflanzen mit größtmöglichem Respekt und Pflege begegnet (vgl. die diversen Praxisbeispiele in diesem Buch).

Die Thematisierung von Essen und seinen praktischen Bezügen ist Ausdruck einer ethischen Haltung, nach der – ganz im Sinne eines Pluriversalismus (Les Convivialistes 2014, S. 42) – alle den gleichen Zugang zum Lebensnotwendigen haben sollen. Damit verbunden ist die Absicht, die Lebensgrundlagen der „anderen“ im globalen Süden nicht länger durch herrschaftliche Produktions-, Distributions- und Konsummuster einer „imperialen Lebensweise“ (Brand/Wissen 2013) zu untergraben.

Die Bezugnahme auf ethische Grundsätze einerseits, die erweiterte Sozialität des Essens und die internationalen Zusammenhänge andererseits kommen bei Kochveranstaltungen mit geflüchteten Menschen auf den Punkt, die die behördlich geregelte Zuteilung von Nahrung kommentieren und konterkarieren. Vor Massenunterkünften und an anderen öffentlichen Orten ist das Kochen mit Flüchtlingen zum Synonym für einen lebendigen Austauschprozess geworden, in den alle ihre Fähigkeiten und ihre Zeit einbringen, um ein Essen zu kochen, das dann gemeinsam genossen wird. Beim gemeinsamen, öffentlichen Kochen setzen sich Geben und Nehmen neu ins Verhältnis. Alle sind beteiligt am Prozess, so entsteht

eine Basis für Begegnung und eine Gastlichkeit, die überall auf der Welt verstanden und praktiziert wird. Durch diese Praxen wachsen kosmopolitische Habitate, in denen Essen das verbindende Element ist.

So entsteht sichtbar eine Ernährungsdemokratie, die von vielen Akteuren* getragen und ermöglicht wird. Die Stadt wird zum Laboratorium für das Produzieren, Teilen, Tauschen und Verteilen von Lebensmitteln. Hier findet das „doing open community“ seine praktischen Vollzüge und Institutionen. Die Normalitätsvorstellungen verschieben sich durch jede beobachtbare Veränderung der Alltagsroutinen.

Produktion und Verarbeitung von Lebensmitteln sind nicht zufällig gewählt, sondern ein Feld, auf dem alle leicht tätig werden können, man braucht dazu nur einen Balkon, die Brachfläche von gegenüber oder eine Werkstatt, in der man ein Lastenfahrzeug in ein Kochmobil umwandeln kann. Man greift sich etwas heraus und legt los.

Und die Hausarbeit erfährt, wie oben bereits ausgeführt, eine überraschende Wendung. In den urbanen Ernährungsräumen und -praktiken ist Essen keine private Angelegenheit mehr, sondern öffentliches Handeln und ein politischer Akt (vgl. Lemke 2007).

Postwachstum

Bei DIY/DIT-lern* herrscht erkennbar ein Unbehagen am Wachstumsimperativ **22**, der als gleichermaßen ökonomisches, politisches wie kulturelles Problem betrachtet wird. Insofern geht es den Protagonisten* in ihren Projekten auch darum, anders zu wirtschaften. Die Besorgnis angesichts von Verschwendung und zunehmender Naturzerstörung ist allenthalben zu spüren und ein wichtiges Motiv, sich zu engagieren. **23** Insbesondere die Energiefrage treibt viele um (vgl. SolarBox, SunZilla), außerdem die permanent beschleunigten Produktionszyklen und, immer wieder, die gravierenden ökologischen Folgen der industriellen Nahrungsmittelproduktion.

Auch hier ist der Zugang wieder pragmatisch: Man entwickelt praktische Alternativen:

Die Formen der sozialen Organisation – Kapital und (Lohn-)Arbeit, Staat und Weltmarkt – werden nicht systematisch analysiert. Die Kritik der Klassengesellschaft steht nicht auf der To-do-Liste. Mit den Bewegungsgesetzen des Kapitals hält man sich nicht auf. Der kapitalistisch-ökonomischen Direktive „Es ist nie genug“ wird das Diktum entgegengesetzt: Es sind längst genug Dinge in der Welt vorhanden, man muss sich nur anders mit den Dingen verbinden. Nachhaltiges Fabrizieren und Reparieren sind die Methoden der Wahl. Auch Teilen, Beitragen und Tauschen. Strategien wie Nutzungsverlängerung, Nutzungsintensivierung und Dinge an andere Stellen zu bewegen (aus den Kontexten herauszuholen, wo sie als Müll gelten, dahin, wo sie sich als Ressourcen erweisen, vgl. z. B. Re:Move) konterkarieren wirkungsvoll den kapitalistischen Imperativ vom Kaufen und Wegwerfen. **24**

Die unten noch ausführlicher behandelte ökologische Kreislaufwirtschaft (Open Source Circular Economy) zielt darauf ab, den Ressourcenverbrauch zu reduzieren oder gar zu beenden. Alles soll wieder verwertbar sein, nichts verloren gehen, kein Müll anfallen, damit Rebound-Effekte vermieden werden.

Es geht nicht in erster Linie um Konsumverzicht, obwohl der auch eine Rolle spielt und man sich gerne von bestimmten Forderungen der Produkte befreien will (sie verlangen, dass man sich um sie kümmert, verknappt die Zeit und verursacht Stress). Entscheidender ist, dass man ein anderes Verhältnis zu den Dingen entwickelt, eben ein kollaboratives. Man schaut sie anders an – Was könnten sie noch sein, welches Potential ließe sich heben? –, um sich mit ihnen anders zu verbinden: Man nimmt gewissermaßen den „Anteil der Dinge an der Gesellschaft“ ernst (vgl. Roßler 2016). **25** Man verbündet sich mit dem Produkt, um die Logik, die der industriellen Produktion innewohnt, es immer schneller zu erübrigen und durch neue zu ersetzen, zu unterlaufen.

Dabei gibt es durchaus auch eine Lust an Dingen, wenn es gelingt, befriedigend „gesättigte“ Beziehungen zu ihnen aufzubauen. Es wird unterschieden: zwischen Dingen, die notwendig sind, und solchen, die es nicht sind.

Nicht notwendig erscheinen Insignien materiellen Reichtums, gewisse bürgerliche Statussymbole (wie Eigenheim, Auto u. Ä.). Als notwendige Dinge gelten aber keineswegs nur die unmittelbar lebensnotwendigen Dinge, sondern durchaus auch Laptops, 3D-Drucker, Container, Schreibtischlampen etc. Es sind

20 Zwischen den Polen Weltaneignung und Weltgestaltung finden die aktuellen Debatten um das „richtige Essen“ statt. Essen ist ein ethisch hochrelevantes Handlungsfeld, weil in ihm Ausbeutungsverhältnisse und gesellschaftliche Naturverhältnisse kulminieren. Gegenüber stehen sich eine hochgerüstete Nahrungsmittelindustrie, die die Kosten der Produktion auslagert (externalisiert) – und auf der anderen Seite eine Urban-Food-Bewegung, die sich um Herkunft, Pflege und Verarbeitung der Lebensmittel praktisch zu kümmern beginnt. Nicht zuletzt die seit 2009 prominent werdende Urban-Gardening-Bewegung legt davon Zeugnis ab (vgl. Müller 2011).

21 speiseraeume.de/ernaehrungsraete/

22 Vgl. zu Wachstumskritik und Postwachstumsgesellschaft Rosa 2016, Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften 2015, Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften 2013, Muraca 2014, Paech 2012 und Seidl/Zahrnt 2010.

23 Vgl. zu den „Spielarten der Wachstumskritik“ Schmelzer 2015, S. 116ff.

24 Paech betont die Bedeutung dieser modernen Subsistenztechniken (Nutzungsintensivierung durch Teilen führt neben Nutzungsverlängerung durch Reparieren, Anbau eigener Lebensmittel und der Produktion von Gebrauchsgütern durch Nutzung von Altmaterialien) für nachhaltige Produktion und Postwachstum (in diesem Buch).

25 Wenn Upcycler*innen z. B. Kleidungsstücke neu zusammensetzen, tun sie das u. a., um Respekt gegenüber den Näher*innen auszudrücken; aber auch Respekt sich selbst gegenüber: Sie treten als eigensinnige Akteur*innen in Erscheinung, als mit Fantasie ausgestattete Wesen; als Partizipierende, die höchstpersönlich Expert*innen sind für Material, Komposition und handwerkliches Geschick; und die Sensibilität an den Tag legen gegenüber dem Material, gegenüber der Natur, gegenüber den vielen an der Herstellung Beteiligten, von den Seidenraupen oder der Baumwollpflanze oder den Schafen angefangen über Nadel, Faden und Maschinen bis hin zu den Näher*innen und dem Einsatz von Wasser und Energie.

oft Dinge, die auch gemeinschaftlich genutzt werden können. Es geht keineswegs um generelle Technikfeindlichkeit (s.u.), sondern um Technologien, die zu einer Postwachstums-gesellschaft passen: Speicherbatterien, Trocken-toiletten, Trinkwasseraufbereitungsgeräte, (Lasten-)Fahrräder, Gebrauchsgüter aus Schrottteilen, 3D-Druck und upgecycelte Rohstoffe dafür, Logistik, WLAN, lokale Fertigungsstätten, Offene Werkstätten, um sich so auf einem akzeptabel-komfortablen Niveau selbst zu versorgen.

Gelegentlich wird von einem qualitativen Wachstum gesprochen – mit der Open-Source-Circular-Economy, sagt Zimmermann (in seinem Beitrag in diesem Buch), könne es mit dem Konsum erst so richtig losgehen. Diese Auffassung teilt indes nur eine Minderheit der Protagonisten. Grünes Wachstum wird skeptisch gesehen, teilweise mit dem Hinweis auf den Müll, der sich in der Welt bereits angesammelt hat, mehr noch mit der Begründung, dass man des ewigen Besser-Höher-Mehr überdrüssig ist. Re-use, Upcycling und Downshifting gehören insofern zusammen. Man befürwortet (moderateren) Konsum, der „pflöglich“ mit den Ressourcen umgeht.

Wenn Lars Zimmermann seine gestalterisch ungeschliffene Lampe zumutet, dann deshalb, weil sie für den Versuch steht, anders mit der Welt in Kontakt zu treten, sich in einem Kreislauf zu beheimaten (vgl. Zimmermann/Wendler in diesem Buch); nicht nur den Tieren und den Pflanzen, sondern auch den Dingen gesteht man Eigenschaften zu, die sie als lebendige Wesen qualifizieren. Durch mannigfaltige zum Teil neue Praktiken verändert man den Deal mit den Dingen und das soziale Band zu ihnen. Marke Eigenbau steht u.a. auch deshalb so hoch im Kurs, weil sie diese Bindung zu „humans“ und „non-humans“ (Latour 2001) gleichermaßen erhöht und den pflegenden wie bewahrenden Zugang (aber nicht nur diesen!) zum Produkt unterstützt.

Die industrielle Fertigung von Dingen wird nicht grundsätzlich infrage gestellt, wohl aber die kapitalistische Logik dahinter. Man präferiert, wo es geht, handwerkliche Produktion, auch unter Einsatz digitaler Werkzeuge,

und schafft neue Brückenschläge zwischen handwerklicher und industrieller Fertigung. Die Diskussionen und Praxen um alternative Wirtschafts- und Gesellschaftskonzepte konzentrieren sich auf die kollektive Nutzung von Gütern und Dienstleistungen, die kollaborative Entwicklung konvivialer Werkzeuge (vgl. Vetter 2015) und auf Commons als die Neupositionierung der Produktion jenseits von Privathaushalten, Markt oder Staat (vgl. Helfrich und Siefkes in diesem Buch). **26**

Regionale oder lokale Produktion rangiert vor globaler Fertigung. Peer-to-Peer-Produktion geht vor Firmengründung. Allerdings nicht grundsätzlich und nicht immer, parallel werden auch neue Geschäftsmodelle erprobt (vgl. etwa Re:Move, Carla Cargo, SunZilla): Unternehmen, die gemeinwohlorientiert und nicht an Wachstum orientiert sind, die keine Dividende erwirtschaften, sondern lediglich den Lebensunterhalt der Beteiligten (individuell oder kollektiv) sichern, vor allem aber die Welt mit notwendigen, nützlichen, auch schönen Dingen versorgen sollen.

Man folgt auch hier wieder weder der Wachstumsideologie noch dem Wachstumsimperativ. Selbstbewusst verweigert man, die eigene Erfindung auf ein Geschäftsmodell zu reduzieren, man ist zufrieden, wenn die Produktion die Kosten deckt (vgl. Filamaker). Man stellt die Dinge (z.B. die Baupläne) kostenlos, zum Selbstkostenpreis oder gegen ein moderates Arbeitsentgelt zur Verfügung. Niemand will sich (persönlich) bereichern oder mehr als einen gerechten Lohn.

Will man mit seiner Erfindung auch Geld verdienen und gründet man eine Firma, stellt man sicher, dass andere die Erfindung weiter umsonst nutzen können (das machen z.B. Carla Cargo, Filamaker so; Aquaponik, SolarBox, Faircap planen es). Andere bleiben gänzlich unkommerziell (vgl. Saftpresse, DIY-Druckgerät, xdrip). Manches fällt unter ehrenamtliches Engagement (wie Freifunk), teilweise nutzt man das Subsystem Ökonomie, um die Erfindungen zu denen zu bringen, die sie brauchen (wie z.B. SunZilla oder Faircap).

Die Vision bezieht sich auf eine naturverträgliche Ökonomie. Dabei wollen viele mit-

tun. Sie würden aber gerne von ihren Aktivitäten leben können. Auf die Dauer ist die Option, für den Lebensunterhalt in der kapitalistischen Ökonomie zu arbeiten und das Eigene nur als Hobby zu betreiben oder immer wieder neu Projektgelder zu beantragen, nicht attraktiv. Sie wollen ihre Vorstellungen von einer nachhaltig orientierten und demokratischen Ökonomie auch lebenspraktisch umsetzen.

Allerdings ist auch die Substituierung von Einkommen, die partielle Unabhängigkeit von Geldeinkommen in den Zusammenhängen eine probate ökonomische Strategie: den Geldbedarf zu reduzieren durch mehr Subsistenz, mehr Eigenarbeit, mehr Selbermachen: durch Re-use und Upcycling, Teilen, den Anbau eigener Lebensmittel, durch Verzicht auf Überflüssiges, durch unentgeltlichen Tausch (vgl. Leila und Trial&Error). Und perspektivisch wird eine Neuerfindung des Geldes angestrebt (vgl. Helfrich zu FairCoin in diesem Buch). In der Peer-to-Peer-Produktion geht es in einem ganz grundsätzlichen Sinne um Beitragen statt Tauschen. Das gilt insbesondere auch in Bezug auf den Einsatz von Arbeitszeit (vgl. Siefkes in diesem Buch).

Ökologische Sensibilität: Die Open-Source-Kreislaufökonomie

Der praktische Bezug zur Welt als Ganze (planetarische Ebene) ist Teil des Lebens- und Zusammengehörigkeitsgefühls, nach dem der Planet und seine Ressourcen allen gehören. Sie werden als ein Gemeingut aufgefasst, das es gut zu bewirtschaften und zu verwalten gilt. Neben den drei Rs (reduce, reuse, recycle), die man allgemein beherzigt, deren Lösungspotential man aber als nicht ausreichend erachtet, laboriert man mit viel Engagement an einer Open-Source-Kreislaufwirtschaft. Sie bildet den Bezugsrahmen zahlreicher Aktivitäten, angefangen von einzelnen

Projekten, die den ökologischen Kreislaufgedanken praktisch konkretisieren, bis hin zu Open-Source-Circular-Economy-(OSCE-) Camps, riesigen Events, bei denen eine Vielzahl von vernetzten Teilnehmern* sich gemeinsam Aufgaben (Challenges) stellt und diese kollaborativ bearbeitet. Wie ambitioniert die Teilnehmer* hier vorgehen, belegt die beliebteste Challenge des OSCE-Camps 2015, die die Textilindustrie als Kreislaufwirtschaft neu erfinden möchte (vgl. Majewski in diesem Buch). Die Lösungen werden hier nicht von einzelnen „Experten“* gefunden, sondern indem viele Interessierte sich gemeinsam in einen Austausch begeben, der klar methodisiert, strukturiert und medialisiert ist. D.h., der Austausch ist fokussiert und die Beiträge sind entsprechend zielgerichtet. Man nimmt den gesamten Komplex mit allen erkennbaren Aspekten in den Blick und betrachtet ihn hier nicht aus der Perspektive eines einzelnen Unternehmens, sondern aus der der ganzen Welt, deren „Interessen“ hier quasi vertreten werden. In diesem Multi-Stakeholder-Verfahren kreisen die Vorschläge zwischen den verschiedenen Belangen hin und her und man sucht nach der besten Lösung für das Ganze und setzt entsprechende Prioritäten. Dieser Vorgang wird selbst zum Teil einer Kreislaufwirtschaft, indem er transparent verläuft und allen Interessenten online zugänglich gemacht wird, damit andere bei Bedarf daran anknüpfen können. Man hofft und baut darauf, dass dies früher oder später geschieht, und schreibt die eigenen Beiträge quasi in ein zeitlich und räumlich entgrenztes Weltproblemlösungsarchiv ein, an dem parallel viele arbeiten. Dies ist auch das eigene Verständnis: Teil einer von vielen ausgeführten Suchbewegung nach der besten Lösung zu sein. ²⁷ Die Open-Source-Kreislaufwirtschaft bricht mit dem Eigentumsprinzip insbesondere bei geistigem Eigentum und stellt das Knappheitspostulat und die da-

²⁶ Fragen der geschlechtlichen Arbeitsteilung und/oder Fragen demokratisch-antipatriarchaler Entscheidungsstrukturen stehen in der Commons-Debatte weniger im Fokus.

²⁷ Bei der Ausgestaltung der praktischen Form war die sogenannte Artistic Research von zentraler Bedeutung, also die Ausweitung der Kunst als Kollaboration (vgl. Peters 2013).

mit zusammenhängenden normativen Implikationen auf den Kopf. Die seitens der „linear“ bzw. „cradle to gate“ produzierenden Privatwirtschaft betriebene Verknappung von allen möglichen Gütern und von Wissen wird strikt abgelehnt. Im Unterschied zur immer schneller drehenden Verwertungsmaschinerie der kapitalistischen Wirtschaft (vgl. Paech in diesem Buch) entwickelt man im offenen Labor Produkte, die so gebaut sind, dass sie „möglichst viele Leben“, unter Umständen in verschiedenen Kontexten, haben, und zwar so, dass es sich dabei nicht um Downcycling handelt, sondern um vollwertige Kapazitäten des Gebrauchs. Selbstverständlich gehören dazu die Möglichkeit der Reparatur eines jeden Gegenstandes und dementsprechend auch die Offenlegung der (möglichst modularen) technischen Architektur für alle (vgl. Wiens in diesem Buch). Darüber hinaus gilt es, die Verwendung von giftigen Chemikalien zu vermeiden, die die Umnutzung begrenzen würde. Die Ermöglichung von variablen Nutzungen ist die Absicht des Produktdesigns, das von vielen in einem demokratischen und partizipativen Setting gestaltet wird. Das Netzwerk bzw. die kreative Gruppe, die gemeinsam Probleme löst und die nur eine von weltweit vielen ist, wird zur Grundeinheit dieser neuen Fabrikationskultur. Die Norm, anderen auf Anfrage zu helfen, ist verbindlich (vgl. Bauwens in diesem Buch). Wie die in diesem Buch illustrierten Beiträge zum Thema OSCE zeigen, nimmt die

Zahl der Projekte ständig zu. Ihnen allen ist gemeinsam, dass es sich um Produkte (im Sinne von etwas Produziertem) handelt, die einer Haltung der Weltoffenheit entspringen und in die ein Verständnis der Welt als eine letztlich unverfügbare und unberechenbare einfließt. ²⁸ Die Produkte sind dinghafte Manifestationen eines Sichherantastens. Sie sind Gesten, und wenn „fertige Entwürfe“ präsentiert und sogar zu ganzen Sets zusammengestellt werden, wird durch die Offenlegung der Baupläne die Abwandlung ermöglicht und nahegelegt. Sie überlassen die Komplettierung den Nutzern*, die sich dafür interessieren könnten. Sie kommen ihnen entgegen, aber sie stützen sich ihnen nicht über und sie beherrschen sie nicht. ²⁹ Viele Produkte haben die rohe und offenporige Anmutung von Prototypen, die dazu einladen, sie anzupassen und zu verbessern. Sie sind unversiegelt und nötigen ihren Betrachtern erst einmal ihre Unperfektheit zu. Diese ist ästhetisch die Gegenthese zum herkömmlichen Industriedesign, das den Individualismus und den Narzissmus (sozialer Status, Gender etc.) des Besitzers anspricht und nährt und alle möglichen bürgerlichen Mythen verdinglichend heraufbeschwört und Teil von Fetischdiskursen ist (vgl. Zimmermann und Wendler in diesem Buch). Die verkastete Modularität dieser Improvisate ist es aber, die den Zugang und den Umbau sicherstellen. Die (gewiss manchmal auch bewusst) frankensteinesk anmutenden Dinge geben sich als Teile eines riesigen Baukastens zu erkennen und sind im Unterschied zu ihren eleganten und stromlinienförmigen Geschwistern aus der Industrie jederzeit bereit zur Metamorphose. Sicher ist davon auszugehen, dass in Serienproduktion so manches Rohe noch weggeschliffen und ein neues Design auch für diese Dinge entwickelt wird (vgl. Wind in diesem Buch). Doch die wichtigste Absicht dieser Dinge ist, dass sie sich verwandeln und immer wieder umbauen lassen müssen. Diese Wandelbarkeit ist die wichtigste Spielregel in der OSCE.

Die Lücke, die durch die kapitalistische Industrialisierung zwischen der Welt und dem Produkt entstanden ist, indem es auf einen so kleinen Ausschnitt fokussiert und durch Mo-

28 Diese weltoffene Haltung entspricht exakt dem Paradigmenwechsel in der Umweltsoziologie, in der die Umweltlehre von Jakob Johann von Uexküll zunehmend durch anthropologische und philosophische Konzepte ersetzt wird, die das Verhältnis von Selbst und Welt in den Blick nehmen (vgl. Block 2016).

29 Und aus diesem Grunde ist auch der Aussage von Trischler, die Kreislaufwirtschaft sei „ahistorisch“, zu widersprechen. Sie ist nicht ahistorisch, da ja die kreisenden Entitäten und die Ökologie, in denen sie zirkulieren, einem steten Wandel unterliegen. Er denkt vom geschlossenen Produkt aus und nicht vom Nexus Produkt und Gebrauch (vgl. Trischler 2016, S. 239).

30 Dies erinnert an die Latour'schen Hybride (vgl. Latour 1995).

den und Obsoleszenz so unglaublich fragil und hilflos geworden ist, wird durch robuste und vielfältig nutzbare, modulare Produkte wieder geschlossen. Während die kapitalistischen Unternehmen egoistisch orientiert sind und die Welt negieren, indem sie sie nur in Zahlen abbilden (z.B. in Rohstoffpreisen, also den Aufwand in Rechnung stellen, den es kostet, etwas zu beschaffen), agieren die commonsorientierten Akteure* quasi als Sprachrohr aller möglichen stummen Ökologien: Rohstoffe, arme Bewohner* des globalen Südens und andere. Die Zahl der in ihre Kalküle eingehenden Faktoren und die Plastizität ihrer Imagination (also die „Welthaltigkeit des Produktes“) ist ungleich höher. Indem sie nicht stets auf „den Wettbewerb“ schielen müssen (und diesen aber gleichzeitig nutzen, um nicht „zu gut“ zu werden), wird ihr Blick frei für die Probleme und deren nachhaltige Lösung. Die im Open-Source-Kontext entstehenden Produkte sind denn eigentlich auch keine fertigen Produkte mehr, weil sie mit dem Primat des einmalig Erstellten brechen. Sie sind Dinge, die in vielen Produktions-, Reparatur- und Gebrauchskaskaden wandelbar und als Dinge in Umgebungen betrachtet werden: Man züchtet im Aquaponikbecken Fische, deren Exkremente zur Gemüseaufzucht genutzt werden, beachtet dabei die artgerechte Haltung und sorgt für einen niedrigen Energieverbrauch. Man modelliert und erzeugt ökologische Plastiken, in denen Akteure und Aktanten so miteinander vernetzt werden, dass es – so zumindest die Intention – möglichst gut für alle wird. **30**

Reparieren

Ähnliches gilt auch für die neuen Konstellationen und Netzwerke im Bereich des Reparierens, die – herausgelöst aus dem Haushalt – einen kollaborativen Rahmen eröffnen. Hier retten die Protagonist*innen nicht Lebensmittel, sie retten Wasserkocher, Staubsauger, Spielgerät, Drucker, Anoraks und andere Konsumgüter, kumulieren vor Ort handwerkliche Problemlösungskompetenz und unternehmen konkret etwas gegen anschwellende

(Elektro-)Schrott- oder Altkleiderberge sowie den Verlust von handwerklichem Know-how.

Auf unzähligen Webseiten sammelt, erstellt und veröffentlicht man Bedienungs- und Schritt-für-Schrittanleitungen, Videotutorials, Linksammlungen und sonstige Reparaturhilfen aller Art und diskutiert in offenen Foren persönliche Reparatur Erfahrungen mit Gleichgesinnten (vgl. Wiens in diesem Buch). Laien und Profis, Menschen mit und ohne formale Qualifikation erzeugen im digitalen Austausch gemeinsam reparaturrelevantes Know-how. Von professionalisierten Communityportalen wie iFixit, die von Peers geprüfte und redaktionell betreute, multimedial aufbereitete und sukzessive verbesserte Hilfemedien für eine Bandbreite von Produktkategorien erstellen, über „selbstgestrickte“ Tipps- und Tricksseiten bis hin zum wackligen Handyfilm auf Youtube sind alle Formen und Qualitäten des Beitragens zum großen Repair-Manual im Internet zu finden. Die Menge an Angeboten ist dabei so groß, dass auch ohne spezifische Datenbanken allein die Bedienung einer Suchmaschine die Ressourcen auffindbar macht, die weiterhelfen können. Dadurch wird als Wissensallmende verfügbar, was bis dato mehr oder weniger exklusives Wissen war.

Eine große Sammelleidenschaft und Experimentierbereitschaft lässt sich vor allem auch im textilen Bereich beobachten. Hier nimmt die Öffnung der Kontexte und die Reichweite der Interaktion – oft auch durch künstlerische Interventionen – immer noch weiter zu (vgl. rag*treasure oder Trial&Error). Besonders anschaulich wird die Lust am Reparieren in kollektiven Arrangements. Mit der Gründung von Repair Cafés (vgl. das Netzwerk Reparatur-Initiativen) etabliert sich ein neuer Raumtyp: In entspannt-konspirativer Atmosphäre wird das fürsorgliche Verhältnis zu den Gegenständen bei Kaffee und Kuchen zelebriert (vgl. das Repair Café Hamburg). Den Akteuren* geht es nicht nur um die Verlängerung der Nutzungsdauer von Geräten, Spielzeug oder Kleidern, der Reduzierung des Verbrauchs von Ressourcen und der Reduzierung von Müll. Sie schaffen digitale und analoge Gelegenheitsstrukturen, um sich – quer zur

Logik des Marktgeschehens – mit den Dingen auf eine eigensinnige Weise zu verbinden und damit die eingetretenen Pfade der „Nutzung“ zugunsten eines ungleich weniger vorherseh- und seitens der Industrie steuerbaren Gebrauchs zu verlassen (vgl. Friesinger/Schneider in diesem Buch). In diesem Sinne funktioniert man Gemeindezentren, Seniorentreffs, private Wohnzimmer, Bars und Biergärten, Museen, Kirchenräume und andere Örtlichkeiten zu temporären Werkstätten um und schafft damit produktive Infrastrukturen dort, wo niemand sie erwartet. Auf diese Weise eröffnen sich denkbar niedrigschwellige Zugänge zur Praxis des Reparierens. Quasi en passant ereignet sich situatives Lernen, das die Grenzen zwischen Experten* und Laien* nivelliert. Man erzeugt Raum und Zeit für gegenseitiges Verständnis und Wertschätzung gegenüber den eingebrachten Fertigkeiten und der Zeit, die nicht als Arbeitszeit verbucht und abgerechnet, sondern als gesellige Muße und anregende Freizeit verbracht wird, die neben reparierten Dingen auch Sinn produziert. Wo die ältere Generation eher mit fundiertem Wissen und Know-how im handwerklichen bzw. technischen Bereich aufwartet, bereichert die jüngere durch Unterstützung bei Setup und Konfiguration von IT, Umgang mit Software und der Bedienung von smart devices. Klüfte zwischen den Generationen überbrückt die implizit geteilte „Hackermentalität“, dass das Öffnen und Verstehen von Dingen – ob technisches Gerät, ob Bekleidung – maßgeblich ist, um sie als kenntnisreiche und ermächtigte Nutzer*innen anwenden zu können.

Auffällig ist, dass auch diejenigen in erheblichem Maße beitragen, die ansonsten mit gewerblichen Reparaturdienstleistungen ihren Lebensunterhalt verdienen. Dabei ereignen sich ungewöhnliche Konstellationen. Wenn die Elektrofachperson abends im Repair Café mit Hingabe eine alte Stehlampe mit Besucher*innen repariert oder die Kostümschneider*in beim Einsetzen eines neuen Reißverschlusses hilft, entsteht eine andere Situation als tagsüber im Geschäft. Der Zwang zu effizientem und an Wirtschaftlichkeitsüberlegungen getroffenen Entscheidungen, welcher Nachfrage

von Kunden* man sich wie widmen kann und möchte, entfällt, und Reparieren rückt als Tätigkeit und intellektuell-handwerkliche Beschäftigung in den Vordergrund (vgl. Heckl 2013). Im Repair Café wird keine Dienstleistung erbracht, sondern gebastelt, unterstützt, ausgetauscht. Sich dabei einer dinglichen Repräsentanz des Alltags anzunehmen, die sich nicht am monetären Wert des Objekts festmacht, markiert die Abkehr von einer als reparaturbedürftig wahrgenommenen Konsumkultur, die neue Dinge, kaum in Gebrauch genommen, durch die nächste Produktgeneration wieder entwertet und dadurch zu Umweltzerstörung und Ausbeutung beiträgt.

Re-use und Upcycling: Abfall revisited

Das massive und aus einer umfassenderen Perspektive als schädlich erkannte „Inwaste-ment“³¹ – das nicht nur bei geplanter Obsoleszenz am Werk ist – als Teil der heutigen Industriekultur wird von vielen Akteuren* und Projekten als Angriffspunkt für eine Umwertung genommen. Müll, eigentlich Endpunkt der industriellen Verwertung, wird von ihnen als „Plattform“ bzw. als Ausgangsmaterial für (mindestens) eine zweite Produktions- bzw. Gebrauchskaskade erschlossen. Die Praxis bezeichnet sich als „Upcycling“ bzw. als „Re-use“. Sie besteht in den verschiedensten Arten und Weisen, Vorhandenes an neue Nutzungskontexte anzuschließen. Das beginnt bei der Verwendung alter Möbel, die als cool gelten und die in angesagten Cafés und Bars zur Ausstattung gehören, reicht aber weit darüber hinaus. Es treten immer mehr Projekte dafür an, im Prinzip (fast) jedem ausrangierten Ding oder Material eine neue Nutzung zuteilwerden zu lassen. Da diese Praxis aus rein betriebswirtschaftlicher Sicht oft nicht rentabel ist und weil es für die Umwertung und Umwandlung des Mülls keine gesellschaftlichen Sphären mit eigener Beschreibung gibt, geschieht dies oftmals unter dem Designlabel, wobei an

diesem Punkt Designunikate entstehen, für die es keine etablierten Sehgewohnheiten gibt. Diese Praxis der Umschöpfung (versus Neuschöpfung) generiert in mehrfacher Hinsicht eigenwertige Dingexerzitien. Während das Umwandeln von Dingen unter Knappheitsbedingungen im Haushalt Usus war (der alte Kochtopf, der als Blumentopf umfirmierte, die Bretter des Schrankes, aus denen ein Regal gezimmert wurde, etc.), ist beim Upcyclen der Referenzrahmen nicht mehr der eigene Haushalt, die Umschöpfung findet in einem weit größeren Bezugsraum statt, und der dabei obwaltenden Imagination sind keine Grenzen gesetzt. D.h., die Art der Kreativität, die hier zum Einsatz kommt, unterscheidet sich von der des professionellen Designers*. Die Auswahl aus dem Riesenarsenal von alten Dingen lässt sich auf einen vorherigen Gestaltungsvollzug ein, nimmt ihn an, blickt jedoch nicht nur retrospektiv, sondern gewissermaßen auch futurospektiv³² auf ihn. Dazwischen liegt die Gegenwart, in der der Brückenschlag zwischen beiden vollzogen wird und die eine echte unmarkierte bzw. unterkultivierte Situation ist. Diese Art des Machens bricht mit den dominanten Mythen und Erzählungen von Kreativität und Subjektivität. Die Historizität der Umschöpfungen hat ein Bein in der Vergangenheit, die nicht geleugnet, sondern gewissermaßen angenommen und gewandelt wird. Es ist jedoch in dieser Dingpraxis auch kein Platz für die „Restaurierung“ des Alten und alle möglichen Traditionalisierungen (die letztlich der Konsolidierung und Legitimierung der Gegenwart dienen). Die Praxis der Umschöpfung ist in dieser konsequenten Praxis bisher beispiellos und ein markanter und radikaler Bruch mit den Dingbezügen der Moderne.³³

Die Umschöpfungsspiele und ihre Resultate verwirren oft die Sehgewohnheiten. Ausrangierte Schultafeln als Raumteiler oder Wärmedämmer gab es bisher noch nicht. Wie soll man sie finden? Wer den neuen Gebrauch ausschließlich als „cool“ liest, liegt nicht ganz falsch, aber auch nicht richtig. Die fehlenden Register für eine Praxis, die ihren industriellen Vorlauf (also quasi die Hinterlassenschaft der industriellen Fertigung) und auch den vor-

herigen Gebrauch nicht verleugnen oder tilgen muss, diese Handanlegungen jedoch mit einer Zukunft als die in ihm schlummernde Alterität und Qualität des Dings oder Materials zu verbinden sucht, ist faszinierend und neu. Wenn dies gelingt, ist es ein Upcycling. Artefakte, die zugleich im Gestern und im Morgen zu Hause sind, entstehen. Während die Industrie so produziert, als gäbe es kein Morgen und weil sie sich vom Gestern stets abstoßen muss, entsteht in der Umschöpfung der Dinge, eingeschrieben in sie und durch das neue soziale Band zu ihnen, eine andere Zeit.

Organisation: How to do the job

Die im Feld des neuen Selbermachens beobachtbaren Organisationen sind vielfältig. Das Spektrum reicht von temporären Zusammenschlüssen, die nach Durchführung einer Aktion oder nach Erreichen eines Ziels wieder auseinandergehen, bis hin zu langfristig verstetigten Organisationen. Es gibt kleine Verbände, sehr große und alles dazwischen. Ihnen gemein ist ein hohes Reflexionsniveau organisatorischer Probleme und geeigneter Lösungen. Die Projekte sind heterarchisch gebaut oder leisten

- 31** Der Begriff „Inwastement“ beruht auf einem Wortspiel, das die phonetische Ähnlichkeit zum „Investment“ belehnt. In einem relativ jungen zeitgeschichtlichen Diskurs über Abfall wird dieser Begriff eingeführt, um Müll als fundamentale, ja universale Facette des modernen Industrialismus und Konsumismus fassen zu können: Die unterbelichtete Seite des Investments ist das Inwastement. Der Erforschung verschiedener Arten und Ausprägungen des Inwastements ist die Textsammlung von Jens Kersten (2016) gewidmet.
- 32** Mit diesem Begriff hat Friedrich Meschede als Leiter der Bielefelder Kunsthalle die Architektur Sou Fujimotos beschrieben.
- 33** Auch der Hinweis auf die Umnutzung unter extremen Knappheitsverhältnissen (etwa im Zweiten Weltkrieg) trifft nicht, da der Ausgangspunkt heutiger Umnutzungen nicht Knappheit, sondern Überfluss ist und das Imaginäre, Räumliche und Ästhetische hier anders gelagert sind.

sich, wenn nötig, flache Hierarchien und andere Differenzierungen mit klarer Legitimation. Oftmals ergeben sich (i.d.R. kleine) wirtschaftliche Firmierungen (GbR, gUG oder gGmbH) aus vorherigen losen Kooperationen. Diese sind notwendig, um im System der Wirtschaft operieren zu können. Sie werden eher pragmatisch betrachtet. Ein ungebrochenes unternehmerisches Selbstverständnis geht damit jedenfalls nicht einher. ³⁴ Eine andere weitverbreitete rechtliche Form ist der gemeinnützige Verein, der als Träger der Aktivitäten fungiert und diesen einen rechtlichen Rahmen gibt. Auch können über den Verein Spendengelder akquiriert werden. Des Öfteren finden sich unter einem Projeklabel auch mehrere Organisationsformen nebeneinander und eng verschränkt oder vernetzt – je nachdem, was sachdienlich und machbar ist. In den Projekten ist ein hohes Maß an „Management-Skills“

- 34** Diese Wandlung von einem losen Zusammenschluss hin zu einer Firma ist ohne Zweifel mit zahlreichen Implikationen in den Projekten verbunden, die wir hier aber noch nicht weiter behandeln können. Diese Frage wird Gegenstand weiterer Forschungen sein. Jedenfalls ist hier der prekäre materielle Status vieler Akteure* im DIY/DIT hervorzuheben. Da die Vergütungsmodelle der kapitalistischen Ökonomie hier nicht greifen, werden Alternativen dazu favorisiert.
- 35** Vgl. zu dieser performativen Form des Umgangs mit Unordnung und mit Organisation: Dell 2012. Die dort analysierten Managementformen werden in den hier behandelten Projekten längst praktiziert.
- 36** Genau um diese Fragen drehen sich immer wieder aufkommende Diskussionen. In ihnen positionieren sich Vertreter* verschiedener Politiken gegeneinander. Die Betreiber* von Unternehmen im Commons-Kontext geraten, auch wenn diese gemeinnützig sind, immer wieder in die Kritik. Diese Auseinandersetzungen können als wichtige Selbstreflexionen der Community eingeordnet werden. Auf die Anfälligkeiten der offenen Projekte wird in diesem Text an verschiedenen Stellen Bezug genommen.
- 37** „Technoscience ist eine Wortneuschöpfung für soziale Praktiken, bei denen Technik und Wissenschaft untrennbar verbunden sind und begrifflich nicht mehr auseinandergehalten werden können.“ (de.wikipedia.org/wiki/Technoscience)

vorhanden, also ein Wissen darüber, wann, wo und mit wem man etwas macht und wie genau welche Ziele zu erreichen sind. Man will gezielt Fakten schaffen. Große und ambitionierte Vorhaben werden leichtfüßig und zugleich zuverlässig umgesetzt. Ob es gilt, Geflüchtete zu unterstützen und schneller und präziser zu sein als große Hilfsorganisationen, ob es darum geht, Camps wie das POC21 mit Hunderten Teilnehmern* an den Start zu bringen, ob die Aufgabe darin besteht, gemeinsam eine Brache zu begrünen, mit der Stadt und Investoren über Jahre hinweg um die Gestaltung einer großen Immobilie zu ringen oder, oder, oder: Die Praxisporträts in diesem Buch geben Auskunft über die organisatorische Smartness, die hier am Werk ist. Die Planung von Aktivitäten ebenso wie die Entwicklung von Produkten wird von den Beteiligten oft als „Design von ...“ bezeichnet und grafisch-diagrammatisch visualisiert. Man reflektiert gemeinsam auf ein Problem, definiert Ziele und auch exakt die Schritte zu ihrer Erreichung. Dieser „Bauplan“ einer Umsetzung wird dann als Objekt betrachtet und ins Internet gestellt, damit andere daran partizipieren können, eigentlich, damit sie in diesen Plan wie in ein Vehikel „einsteigen“ und sehen können, wohin es sie bringt, und es dann nach eigenem Gusto abwandeln können (um diese Mutation dann wieder online zu stellen). Art und Weise der Formalisierung und das Verständnis dieser „how-tos“ ähneln nicht zufällig mathematischen Algorithmen. Kein Zweifel, viele lieben es, sich Gedanken zur praktischen Umsetzung von diesem oder jenem Vorhaben zu machen und sich von der Frage faszinieren zu lassen, wie es wohl am geschicktesten, elegantesten und vor allem mit dem größtmöglichen Nutzen für alle und getragen von möglichst vielen zu bewerkstelligen wäre. Der konkreten Modellierung gehen Brainstormings voraus. Ein weiterer hier zum Einsatz kommender Modus ist der der Improvisation, d.h. des ergebnisoffenen Versuchs. Man umtanzt die Probleme, nähert sich ihnen aus verschiedenen Perspektiven und weiß, dass es viele Lösungen geben kann und die schlussendlich favorisierte eine von anderen möglichen ist. *Die* in Stein

gesetzte Lösung gibt es nicht, weil man ein Bewusstsein für die Pluralität von Lösungsansätzen und ihre Vorläufigkeit kultiviert: unfertig, unperfekt, bis hierhin und offen für das Kommende und vor allem für andere, die sich einklinken sollen. ³⁵ Wenn dann ein Umsetzungskonzept verabschiedet ist und die „Jobs“ verteilt sind, wird neben aller Freiwilligkeit ein hohes Maß an Zuverlässigkeit erwartet und oftmals auch eingebracht: Die Lebensmittel müssen zu einer festen Uhrzeit aus dem Geschäft abgeholt, die Freifunkrouter auf die Fensterbank gestellt, die Diabetesmessgeräte nebst Software zum Laufen gebracht, die Pflanzen gegossen, der Leihladen pünktlich geöffnet werden. Agieren Beteiligte auf dieser Ebene, ist klar, was gespielt wird. Ihre Aktivitäten machen den Unterschied. Dabei bewegen sie sich in einem i.d.R. selbst mitentwickelten organisatorischen Rahmen (vgl. auch von Busch in diesem Buch). Die konkreten plastischen Ausformungen der Organisation sind selbst ein work in progress, und auch für diese Ebene gilt, dass sie ständig Gegenstand von Reflexion und Überprüfung ist. Wie geht es besser, leichter, wie kann man noch mehr Akteuren* die Teilnahme ermöglichen? Es geht hier weniger um das Festzurren und das präzise Adressieren von Zielgruppen bzw. Kunden, denen man etwas Fertiges quasi mundgerecht anbietet, sondern darum, eine offene Plattform zum Mitmachen aufrechtzuerhalten. Die Teilnahme kann alle möglichen Formen annehmen: Beteiligung an Erhalt und Weiterentwicklung der Organisation, am Fabrizieren von Dingen, an der Kommunikation, am Bauen, Ordnen und Aufräumen etc. Die Aushandlungen der verschiedenen, den Projekten inhärenten Logiken: grenzenlose Partizipation versus Privilegierung durch Besitz oder die Inanspruchnahme der Idee des Projekts als Gründer* und Betreiber* sind seismische Kräfte, die hier mit- und gegeneinander arbeiten. Innere Widersprüche sind unvermeidbar, Differenzen dieser Art sind kommunikativ zu verhandeln. Um jedoch als offenes Projekt authentisch zu bleiben und auf Dauer akzeptiert zu werden, muss ein hohes Maß an Partizipation auch im Kern des Projektes

gewährleistet sein. Doppelbödigkeiten sind auch angesichts der Transparenz der digitalen Medien nicht durchzuhalten. Das Risiko, dass Abweichungen von den offiziellen Grundsätzen durch Leaks ruchbar werden, ist einfach zu groß. ³⁶

Smarte Kannibalisierung: Das Internet als Fechtboden des (Post-) Kapitalismus

Diese Form der Organisation, nämlich das smarte problemlösende Team, ist, wie oben bereits angesprochen, der Zwilling der Entwicklungs- oder Kreativabteilungen kapitalistischer Unternehmen, vor allem der New Economy. Das ist auch kein Zufall, denn beide haben ihre Wurzeln in anwendungsorientierten Wissenschaftslaboren (Thinktanks), die in den USA seit Mitte des 20. Jahrhunderts zunächst vom Militär zusammengestellt und von diesem seit der Zeit des Kalten Krieges instrumentalisiert werden. Im Zusammenspiel von Militär, Wirtschaft und Technologie entstand seit den 1950er Jahren eine zugleich extrem fortschrittsgläubige, patriotische und kapitalistische Ausprägung einer hierarchisch strukturierten rationalen Moderne, die heute noch als Dispositiv kapitalistischer Technoscience ³⁷ well and alive ist (vgl. NSA und digitale Großkonzerne). In Opposition zu ihren kybernetischen Vätern (und wenigen, aber wichtigen Müttern) entwickelte sich seit den 1960er Jahren dann im Programmierermilieu der höchst visionäre „New Communalism“, der die neuen Formen der Computervernetzung dazu nutzte, ein offenes und horizontal strukturiertes Gegenmodell zur bestehenden Gesellschaftsformation zu entwickeln. Das Postulat des freien und gleichen Zugangs zu allen Informationen und des Teilens, das auch von der rezenten Open-Bewegung für sich in Anspruch genommen und auf die Sphäre des

Fabrizierens ausgedehnt wird, hat hier seinen Ursprung (vgl. detailliert Schmitt 2016 und Reichert 2014). **38**

Es war von Anfang an offen, wie die kybernetischen Thinktanks zum Kapitalismus stehen würden bzw. ob und wie sich Kybernetik und Ökonomie gegenüberstellen würden. Den Ingenieuren ging es in erster Linie um den technischen Fortschritt, und der Umstand, dass immer wieder prominente Akteure* die Seiten wechselten, dem herrschenden Mainstream den Rücken kehrten und sich dem Neuen Kommunalismus anschlossen, zeigt, wie störanfällig die Konstellation von kybernetischem Engineering bzw. dem ihm zugrundeliegenden Denken und Kapitalismus eigentlich ist. **39** Eingebettet in eine Ökologie einer für alle offenen globalen Wissensallmende sowie konvivialistischer sozialer Orientierungen sind diese Teams und Zusammenschlüsse ressourcenreiche Protagonisten des Gemeinschaftens. Die smarten Open-Source-Akteure sind gerade wegen ihrer Kapazität der technisch hochentwickelten zielorientierten algorithmisierten Technopraxis sehr ernstzunehmende Kontrahenten* ihrer „systemkonformen“ Zwillingbrüder und -schwestern in Softwareunternehmen und Überwachungsbehörden. Gerade aufgrund ihrer Fähigkeit des Hackens von Codes des kapitalistischen Establishments, also eben weil sie die Sprache ihres Zwilling verstehen, können sie dessen Spiele stören, umleiten, parasitieren, reversieren **40**, mit eigenen Regeln weiterspielen oder auch leaken. Gerade weil sie satisfaktionsfähig auf dem Fichtboden der Technoscience sind, können sie ihren Zwillingsschwestern die Hoheit über die Matrix des Internets und über andere Soft- und Hardwareprodukte immer wieder aufs Neue streitig machen. Sie treten den Beweis an, dass das Verstecken von Codes hinter Paywalls eigentlich nicht zum Internet passt, und nutzen die Möglichkeiten der Verbindung, die diese Ökologie par excellence zum Schaffen einer Wissensallmende bietet.

Diese gegenseitige Kannibalisierung von Kommerziellen/Überwachern* und Kommunalisten* im Bereich der digitalen Ökonomie(-n) hat jedoch in den vergangenen Jahren

auch verstärkt die kollaborativen Projektformen der Sharing Economy traktiert, deren innovatives Potential zum Gegenstand kapitalistischer Übernahmen wurde: Einer der Zwillinge ist die kollaborative Form des Arbeitens an einer gemeinsamen Sache, wie z.B. der Wikipedia, der andere Zwilling ist der Job in der Gig Economy, in der eine wachsende Zahl von Selbständigen zunehmend von einzelnen Gigs als von einem dauerhaften Beschäftigungsverhältnis leben – und dies unter den Bedingungen sich auflösender rechtlicher und regulatorischer Arbeitsstrukturen. Ein Gig, das ist die Fahrt für Uber, das digitale Einräumen eines Artikels im Onlinehandel, das Verfassen eines Werbetextes. Hier arbeiten viele gemeinsam an einer Baustelle – allerdings isoliert voneinander, getrennt und gesteuert von dem mächtigen Auftraggeber. „In vielen Bereichen ist die Sharing Economy zur Gig Economy degradiert – zu einer Art digitalem Tagelöhnerturnum, bei dem sich die Arbeiter von einem schlecht bezahlten Kleinstauftrag – kurz: Gig – zum nächsten durchhangeln.“ (Strube 2016, Min. 15:10 ff.)

Grundlage für das erfolgreiche Geschäftsmodell ist das sogenannte deskilling, eine Strategie, die vom spielerischen und kreativen Einspeisen in den experimentellen DIY-Laboren des Crowdfunding in die Gig Economy wandert: Man arbeitet nicht mehr mit erfahrenen Fachkräften, sondern jede*r – ob ausgebildet oder nicht – kann von einem beliebigen Ort der Welt aus am eigenen PC oder im eigenen Auto Mehrwert erwirtschaften. IT-Fachkräfte steuern die Algorithmen der jeweiligen Apps bei.

38 Vor allem Marshall McLuhan war hier ein wichtiger Vordenker und Visionär (vgl. u.a. McLuhan 1968).

39 Dies ist u.a. daran zu erkennen, dass die angewandte Kybernetik auch in der Sowjetunion eine zentrale Rolle spielte. Auch im Akzelerationistischen Manifest setzt man auf die akzelerationistischen Kräfte von IT-Plattformen und Modellen als Schlüsselement des Postkapitalismus (vgl. Avanesian 2013, S. 32).

40 Vgl. Friesinger/Schneider in diesem Buch und Friesinger/Herwig (2013).

Die Ver- abschiedung der weißen Kragen: Die neue Techno- philie

Die neuen DIY/DIT-Fabrikanten* sind in mehrfacher Hinsicht technophil. Sie haben mit der Technophobie der 68er und ihrer Vorstellung von Entfremdung als dem Technischen Zuzuschreibenden gebrochen. Sie nähern sich neuen Technologien mit viel Neugier und Respektlosigkeit und arbeiten daran, sie zu öffnen und bedarfsgerecht anzuwenden. Das Spektrum ist groß. Neben Softwarehackern* und Nerds dominieren zahlreiche Nutzungen von 3D-Druckern und anderen Fab-Lab-Geräten, die man sich gemeinsam erschließt (vgl. die FolksFräse in diesem Buch). Man bildet Gruppen und umkreist ein Problem. Damit verschiebt sich der Zugang zur Technik grundlegend. Technik als unüberwindbare Macht, der man allein gegenübersteht und der man sich resigniert über vorgebahnte Tools wie Bedienerhandbüchern zuwendet, verändert sich in eine Vielzahl von explorierenden Angängen gemeinsam mit anderen. Der Asymmetrie des Einzelnen gegenüber der Übermacht der Profiingenieure* wird dispers, indem sich ein wissendes Feld eröffnet, in das viele ihre Vorschläge und Erfahrungen einspeisen. Ideen kreiseln, und Schritt für Schritt erschließen sich zuvor unübersehbar große und komplexe Zusammenhänge. Dieses Disperswerden und Abschmelzen des Machtdifferenzials in eine flachere Landschaft von Wissenseinheiten, die kollaborativ miteinander interagieren, ist eine große Kraft der neuen Praxis, die als methodischer Zugang bzw. als sich habitualisierende Perspektive den Umgang mit den Sachverhalten und Problemen des Lebens verändert. Die neuen Fabrikanten* sind als Brüder und Schwestern der Leaker* zu verstehen, weil auch sie opake und verschlossene Machtverdichtungen durch die Öffnung aufhebeln

und damit in geschickter Weise eine Gegenmacht bilden, die ihre Motivation nicht im „Gegen“ hat, sondern im Wissen, das auf eine eigene Weise rezipiert und weiterverwendet wird. Man gibt dem Gecrackten, dem Gehackten, dem eigensinnig Adaptierten einen neuen Spin und verändert damit die Ausgangssituation aller folgenden Spieler*innen, die dies ebenfalls tun.

Dieser Ansatz, sich gegenseitig zu unterstützen, senkt die Einstiegshürden und auch die Angst vor der Befassung mit Technik, die bei vielen ausgeprägt ist. Der Nimbus des für die eigene Fähigkeit „zu hohen“ Expertenwissens bröckelt hier massiv, denn es gibt immer jemanden, der es einem bei Bedarf erklärt (vor Ort bzw. offline oder online). Diese Normalität von Nichtwissen und Lernen sorgt dafür, dass sich das Verhältnis zur Technik verschiebt und an die Stelle von Angst und Abwehr Neugier und Erfolgserlebnisse beim allmählichen Erschließen treten können. Der Glaubenssatz: „Ich kann das sowieso nicht“ wird zur selbstermächtigenden Erfahrung, die besagt: „Gemeinsam mit anderen kann ich das auch“. Damit einher geht ein neuer Blick auf Technik, die fortan tendenziell als eine Möglichkeit erscheint, die sich zur Nutzung empfiehlt, denn Technologie ist beim Fabrizieren unausweichlich, und das nicht nur im herkömmlichen, sondern in einem umfassenden Sinne: Alle Bereiche, alle Aspekte können technisch betrachtet und behandelt werden. Sich ihrer zu bemächtigen, es eben selber zu machen, und zu wissen, wie, ist eine wesentliche Kapazität – aber eben im wissenden Feld. In diesem Feld bzw. in vielen miteinander vernetzten Feldern entwickelt sich eine Zivilgesellschaft technikmündiger Bürger* (vgl. Bertling/Leggewie in diesem Buch). Diese nutzen die kollektiven Kapazitäten gleichermaßen dazu, neue Produkte nach ihren Bedürfnissen zu entwickeln (vgl. xdrip, Freifunk, Bio-Lab oder SolarBox in diesem Buch). Sie melden sich jedoch auch kritisch zu Wort, wenn es um Technologien geht, die ausschließen oder ökologisch oder politisch fragwürdig erscheinen, und organisieren Protest (vgl. Freifunk, Biomeiler, Fábrica). Da es hier um eine

grundsätzlich veränderte Vergesellschaftung von Technik (offen, partizipativ, kollaborativ, dezentral, ökologisch sensibilisiert, plural etc.) geht, kann von einer neuen technisch durchdrungenen Zivilisation gesprochen werden, deren Konturen hier sichtbar werden. Die in der Industrie (und zunehmend auch in der Forschung) sedimentierten Unterschiede zwischen „Entwicklern“ und „Verkäufern“ gibt es hier nicht. Technik wird nicht mit dem Verkauf gekoppelt und entsprechend „konfektioniert“, sondern behält ihre vielen Validitäten und Sensibilitäten. In einem gewissen Sinne ist dies eine Rückkehr zu den Wurzeln von technischer Innovation, allerdings sind es nicht einzelne Erfinder oder kleine Teams, sondern es sind Schwärme von Technikentwicklern*, die sich gegenseitig weiterhelfen. Auch sind diese Bürger* keine „white collar“ bzw. Weiße-Kragen-Klasse mehr, die sich von den Blaumännern absetzen und sich über sie erheben, vielmehr entledigen sich die neuen Fabrikanten* ihres Reduziertwerdens auf Kognition, also auf reine „Kopfarbeit“, sowie auf die ihnen zugewiesene hegemoniale Rolle in der hierarchischen gesellschaftlichen Ordnung. Ihr Habitus ist lässig und der Austausch, ebenso wie die Räume, in denen sie sich wohlfühlen, lebendig und verspielt. Nerdige Anteile sind – je nach Fraktion – klar zu beobachten und damit also auch die Verweigerung von Technik, die es zu ernst meint und ihren Spaß verliert. Insgesamt kann festgestellt werden, dass der Habitus der neuen Fabrizierer* deutlich Auskunft gibt über Suchbewegungen bzw. Anleihen bei anderen praktisch-kreativ Tätigen: Zu nennen sind Künstler*, Forscher*, Erfinder*, Handwerker*, Gärtner*, Bauer* (bei den urbanen Gärten und solidarischen Landwirtschaften), Designer*, Architekt*, Koch* und Hausfrau*. Dieses bewusste Überschreiten einer Sphäre und die Absage an die Normen und habituellen Zumutungen einer Profession und die damit einhergehende Feier eines befreienden Dilettantismus sprengen den Raum quasi auf. ⁴¹ Ganz wichtig ist den Fabrizierern*, alles selber machen zu können: Entwickeln und Bauen, Umbauen, Reparieren, Planen, Verteilen. Der Part des Bauens, also

da, wo man sich die Hände schmutzig machen muss, wird nicht geringgeschätzt, auch weil das konkrete Machen nicht nur die stumpfe und serielle Ausführung eines von anderen erdachten Plans ist, sondern weil beim konkreten Anfertigen weiter Erfahrungen gemacht werden (auch darüber, was nicht so funktioniert wie gedacht) sowie Korrekturen erfolgen und weil es Freude macht, alle Arbeitsschritte und alle Handanlegungen zumindest eng mitzuverfolgen.

Diese vielfältige Begegnung mit den Dingen ermöglicht in gleichem Zuge auch die Beteiligung des ganzen Körpers, es entwickeln sich dingaffine Leiblichkeiten, die Intelligenz, Kraft, Geschick sowie den Einsatz aller Sinne umfassen. Dazu passt auch die bewusste Einbeziehung von Low-Tech-Verfahren, die nicht verächtlich abgelehnt werden, sondern fester Bestandteil des Werkzeugkastens der DIY/DIT-ler sind (vgl. auch KanTe-Beitrag in diesem Buch); zum einen, weil sie die eigenen Erfindungen ärmeren Weltgegenden zugänglich machen (vgl. SunZilla, Kohlefilterflaschen FairCap oder Open Islands in diesem Buch), zum anderen, weil einfache Lösungen prinzipiell bevorzugt werden. Je einfacher, desto besser, und wenn mit Gebrauchtteilen zu verwirklichen, noch besser. Der Primat liegt auf dem, was vorhanden ist an Bedingungen und Dingen auf der Welt. Mit ihnen möglichst geschickt umzugehen, empfindet man als erstrebenswert – und setzt sich damit von den scientistischen „Neuschöpfern“ der Welt im

⁴¹ Mit Sicherheit ist dies zum Teil eine Antwort auf ein Ausbildungssystem, das nach der Bologna-Reform viele der früher vorhandenen Freiheiten eingebüßt hat und das die Studierenden in jeder Hinsicht auf das spätere Berufsleben vorbereitet: viele Punkte erzielen und eine möglichst perfekt gemanagte Studienkarriere absolvieren. Die im neuen Fabrizieren ausgeprägte Neigung zum offenen Dilettantismus ist auch ein Bruch mit dem bereits von Max Weber (2010) beklagten „stahlharten Gehäuse“ der modernen Arbeitswelt mit seinem Zwang zum Berufsmenschentum. Die Gegenüberstellung von Genussmensch und Berufsmensch wird im neuen Selbermachen aufgehoben, ohne dass das hier rückschrittlich wäre.

Anthropozän (durch Geo- und Genomeengineering, Biotechnologie, Raumfahrt etc.) selbstbewusst ab. Auch empfindet man ein ästhetisches Vergnügen an den kleinen Improvisationen und Versammlungen von Dingen, die vorher etwas anderes oder für andere Zwecke bestimmt waren.

Räume und Orte des Do it Together (DIT)

Die Räume, in denen all dies stattfindet, sind bewusst kuratierte Hybridräume zwischen Werkstatt, Fabrik, Labor, Studio und Office. Auch temporäre Räume: Camps, Zelte, Container, Domes kommen vielfach zum Einsatz (vgl. das Praxisbeispiel Dome in diesem Buch). Wenn Räume permanent genutzt werden, sind es oftmals Räume ganz neuer Architektur, in denen sich nicht die fordistische Produktionslogik widerspiegelt, die Räume auf Effizienz und Kontrolle jeder Mikrobewegung hin optimiert. Sie sind eigenwertige Spielarten postfordistischer Architektur, aber eben nicht „fancy“ und auf einen professionellen oder identitären Kontext abgestellt. Sie brechen mit dem distinktiven und künstlerisch codierten Loftstil der 1980er Jahre und halten sich auch durch eine gewisse Ungeschliffenheit in der Schwebe bzw. im Nicht-leicht-Entzifferbaren. Die hier entstehenden Architekturen sind offen bzw. leer. Sie sind in der Lage, zahlreiche Praxen in sich aufzuheben. Wir sehen eine Vielzahl von innovativen Verortungen von Praxis. Auch ist hier ein Spektrum an eigenwertigen Raumatmosphären erfahrbar. Sachlichkeit und Funktionalität, Interaktion und Kooperation, soziales Miteinander und Spiel fügen sich zu Räumen zusammen, wie man sie sonst nirgends findet: Räume, die sich wegen ihrer Offenheit und der in ihnen fortwährend reformulierten Einladung zum Ummodellieren und ihrer Absage an jede Form von Perfektionismus gut anfühlen und die eine Patina durch die hier stattfindenden Aktivitäten bekommen. Diese Räume sind materialisierte Gedächtnisse und

Archive, zugleich Arsenale, sie geben oft Auskunft über das, was hier einmal gebaut wurde, und heben es auf für zukünftige Umwandlungen. Auch sind sie bewusst keine Komfortzonen, sondern fordern dazu auf, sich im Harten, Kantigen, Alten, nicht ganz Vollendeten und ansatzweise Unbequemen zu beheimaten und in dieser sperrig-charmanten Ökologie ins Machen zu kommen. Sie sind das Gegenteil der digitalen Cockpiträume mit ihrer perfekten Aufgeräumtheit und Struktur sowie dem reibungs- und geräuschlosen Exekutieren von Impulsen. Im Unterschied zu den digitalen „Anschmiegeräumen“ sind ihre Orte tendenziell unterdefinierte bzw. vielfältig nutzbare Machräume für viele. Sie legen ihren Subjekten kein disziplinierend-kontrollierendes Muss-Tun auf, sie wiegen sie aber auch nicht in narzisstischen Hyperrealitätserfahrungen. Sie denken nicht für ihre Subjekte und sie verwöhnen sie nicht und sie sind schon gar nicht pädagogisch begleitet, aber sie bieten eine Leere, die Nutzer* mit dem füllen können, was gerade anliegt.

Making the City: Die Stadt als Bezugsraum der neuen Fabrikation

Die Stadt erlebt als soziales und politisches Gefüge seit Jahrzehnten massive Veränderungen: Nach dem Auszug der fordistischen Produktion aus den Innenstädten, nachdem es hier kein Gehämmer und Geschmelze größeren Ausmaßes mehr gibt (u. a., weil die industrielle Fertigung nach Asien verlagert wurde), ist der Konsum die beherrschende Form der Präsenz der Dinge in der Stadt, deren Bild hochgradig von Franchiseshops bestimmt wird. Egal in welcher Stadt, immer sind es die gleichen Marken und Shopwelten, die uns begegnen und als Kunden* einfangen wollen. Die soziologische Diagnose von der Erlebnisgesellschaft (vgl. Schulze 1992) beschreibt diese

Entwicklung. Die Stadt als Netzwerk oder Landschaft von Orten hat viel von ihrem Drive verloren zugunsten der virtuellen bzw. „ortlosen Stadt“ (vgl. Bourdin/Eckardt/Wood 2014). Diese Stagnation bzw. diese Implosion der Stadt als ökonomische und politische Sphäre, aber auch als Sphäre der Dingbezüge, wie sie in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war, wird jedoch von der neuen Dynamik konterkariert, die sich außerhalb der vorgebahnten Pfade des klassischen „bürgerschaftlichen Engagements“ ereignet und eine produktive Unruhe in die Stadt bringt. Für sie gibt es mehrere Ursachen, sie sind in größeren gesellschaftlichen Umbrüchen zu finden: Die Krise der weitgehend ausgehöhlten bzw. gelähmten Regierungsform der repräsentativen Demokratie (Postdemokratie) ist eine **42**, die ausufernden Konsumregime (Kaufen als Antwort auf alle Wechselfälle des Lebens) eine andere, drittens das aus den Fugen geratene Regime der Arbeit (wachsende Ausbeutung, [Selbst-]Disziplinierung und Bedrohung von Jobverlust [Prekarität]), viertens die Erosion des Wohlfahrtsstaates (Armut als persönlich zugeschriebenes Unvermögen) und der Politikwechsel hin zur

Aktivierung der einzelnen Subjekte sowie fünfens eine Ökonomie, die allem gegenüber, was keinen Profit bringt, ignorant und in einem beispiellosen Maße skrupellos ist und dies noch quasi ontologisch als Marktdenken überhöht. Das Zusammenspiel dieser hier nur kurz benannten (aber allesamt hinlänglich diskutierten) Phänomencluster veralltäglicht sich in der Stadt als Lebensraum. Regierung bzw. Politik ist hier noch halbwegs anschaulich und ansprechbar. Stadtpolitiker* sind mehr als alle anderen im Rapport mit „ihren Bürgerinnen und Bürgern“. Lokale Belange sind oft anschaulich und politische Kollektive hier gut organisierbar. Die Stadt ist der Ort, in den sich das Politische in Zeiten der Krise des Regierens zurückzieht. Alle verstehen heute: Wenn irgendwo noch etwas geht, dann in der Stadt – oder eben im Internet als Versammlungsort eigener Qualität. Beides wird denn auch gerne praktisch verbunden. **43** Gerade für jüngere Akteure*, aber nicht nur für sie, ist die Perspektive von politischer Lähmung, von knallharten Arbeitsbedingungen, von staatlicher Überwachung und von Konsum als Freizeitbeschäftigung und Beleg, es „geschafft“ zu haben, zunehmend unbefriedigend. Die Konsequenz ist, sich Zusammenhänge zu suchen, in denen „etwas geht“, etwas, das nicht nur Freizeitwert hat, sondern das dem Wunsch entspricht, außerhalb des Karitativen etwas Sinnvolles und „Greifbares“ zu tun. Sich die Stadt, in der man lebt, anzueignen und hier Raum- und Praxisangebote in Eigenregie und in eigenem Auftrag praktisch zu gestalten und anderen Zugang und Beteiligung – nicht nur an irgendwelchen Angeboten, sondern am Projekt selbst – zu ermöglichen, ist eine vielfach beobachtbare Richtung, eben u.a. in Form des gemeinsamen Fabrizierens, Reparierens, Gärtnerns und Kochens: Ähnlich wie sich der Mediengebrauch sukzessive von der Rezeption einiger weniger „Kanäle“ weg- und hin zu einem kollektiven, (inter-)aktiven Formenspektrum bewegt, gerät nun auch der Dingbezug in diesen Sog. Konsumieren, was andere sich ausgedacht haben und zunehmend restriktiv administrieren, erscheint einfach unbefriedigend und „unsmart“. Die „festivalisierte“, even-

- 42** Vgl. hierzu Fach (2016), der die rezente Krise des Regierens ebenso wie etliche andere Forscher* als Postdemokratie beschreibt. Nach Fach führt die Erosion der Demokratie zu einer beiderseitigen Komplexitätsverweigerung im Politischen durch Regierung und Regierte.
- 43** Wegen ihrer Eigenwertigkeit und ihrer extraordinären Kapazität zur Problemlösung im Vergleich zur „Dysfunctional Nation“ diskutiert man die Vernetzung vieler besonders gut organisierter Städte zu einer größeren politischen Einheit (vgl. Barber 2013).
- 44** Vgl. hierzu auch Christopher Dells Studie (2016) zu den neuen Formen raumproduzierenden Handelns. Wie er elaboriert, wird die Stadt als Vorgegebenes zunehmend verabschiedet zugunsten zahlreicher Aktivitäten ihrer praktischen Gestaltung durch viele.
- 45** Vor allem die Architektur und die Stadtplanung sind Professionen bzw. Anwendungskontexte, die sich vom DIY/DIT zunehmend inspirieren lassen. Dass solche Experimente oft in Berlin stattfinden, verwundert nicht (vgl. „Die gemeterte Stadt“ in der FAZ vom 04.03.2016).

tisierte und als „Standort für ...“ chronisch missrepräsentierte Stadt als Ort des Konsums mutet wie ein Sedativum an. DIY/DIT als urbane Praxis hat also nicht zufällig oft einen konkreten Bezug zur Stadt oder zum Stadtviertel. Plätze umgestalten, Brachen begrünen, Gebäude umnutzen u. v. m. sind neue Handschriften der politischen Aktion in Richtung nachhaltige und demokratische Stadt. ⁴⁴ Das alles vollzieht sich im DIY/DIT-Modus des Selbermachens, und Werkstätten und neue Fabrikationen sind wichtiger Bestandteil des neuen Modus Vivendi. Die neue Urbanitas neigt dazu, sich auf neue Weise zu kollektivieren und zu materialisieren. Es zeigen sich Anzeichen für die Entwicklung einer neuen Produktionsweise (vgl. Niels Boeing in diesem Buch): Neue Maschinen wie 3D-Drucker und Lasercutter, die gemeinsam den Maschinenpark eines Fab Lab bilden, bieten den Bewohnern* der produktiv entleerten Stadt probate Möglichkeiten, gemeinsam mit anderen der Stadt ihren Stempel aufzudrücken. Die Stadt als utopische sozialräumliche Formation entsteht beim kollektiven Fabrizieren. Diese Form der laienhaften Stadtplanung und ihre Architekturen inspirieren die professionelle Stadtplanung mittlerweile in hohem Maße. ⁴⁵ Wie nicht nur das Fab Lab St. Pauli, sondern auch das Grandhotel Cosmopolis, das Kartoffelkombinat, der Tauschladen von Trial&Error und der Leihladen Leila (alle in diesem Buch) veranschaulichen, erklärt man sich an der produktiven Front für zuständig, den empfundenen, den empfundenen Missständen vor Ort anhand gut durchdachter und gemeinschaftlich umgesetzter Lösungen etwas Innovatives, das zugleich praktisch nutzbar und politisch ist, entgegenzusetzen und die Stadt dadurch zu bereichern.

Im Unterschied zu älteren Generationen politischer Bewegung beschränkt man sich nicht auf den Protest (und vielleicht noch das Besetzen von Häusern), wobei man letztlich erwartet, dass die Regierenden es richten, sondern nimmt das Problem konsequent in die eigenen Hände. Man tritt den praktischen Beweis an, dass es klappt (oder nicht), auch wenn man in gewisser Weise auf Unterstützung sei-

tens der Kommune angewiesen ist. Der Austausch steht in dieser Konstellation aber unter anderen Vorzeichen, er verläuft nämlich zwischen Machern* und Machern* und hat deshalb von vornherein leicht verbesserte Aussichten auf Erfolg. Wie das Beispiel PlanBude (vgl. den Beitrag von Ziemer in diesem Buch) veranschaulicht, können sich aus solchen Konstellationen nach und nach wirklich produktive Zusammenhänge entwickeln, es können sich kleine Evolutionen ereignen. Wenn es allerdings um die Besitztümer der Kommunen geht, die selbst der neoliberalen Logik unterliegen, wird es eng, so dass die Machtfrage schlussendlich die entscheidende ist (z. B. Räumungen von Freiflächen, die an Investoren verkauft werden, etc.). Dennoch: Durch die smarte Vernetzung von Projekten und deren Auffindbarkeit, etwa bei OpenStreetMap, entstehen perspektivisch Landschaften des Selbermachens, die sich in ihrer Stadt verorten und diese um neue Versammlungen von Personen, Dingen und mehr bereichern. Communitas wird neu interpretiert, organisiert und materialisiert. Nach dem Motto: Wenn man es nicht selber macht, wer soll es dann tun?

Digitales Community- Making: Die Bedeutung der Medien

Die Projekte des neuen Fabrizierens sind hochgradig medialisiert. Die Akteure* pflegen eine Kultur der Versammlung und des Austauschs, die oft zur Herausbildung eigener Orte führt. Diese werden im digitalen Raum erweitert. Oft ist es aber auch umgekehrt so, dass die digitale Versammlung der persönlichen Begegnung und nachfolgenden Verräumlichung vorausgeht. Kontakte werden oftmals über bestehende Onlineplattformen geknüpft. Sie münden dann gegebenenfalls in ein ortsgebundenes Engagement. Digitale und räumliche Versammlung gehen auseinander hervor, und

das dauerhaft. Beide Projektdimensionen sind quasi ineinander geschachtelt. Auf der Plattform reparatur-initiativen.de etwa finden Reparaturinteressierte andere, die an ihrem Wohnort auch ein Repair Café gründen wollen. Auf der Plattform freifunk.net treffen sich alle, die am offenen WLAN Interesse haben, etc. Die Metainstitution der Plattform ist für die Organisation der thematisch fokussierten Projektzusammenhänge von zentraler Bedeutung. Die Plattformen bilden eigene Versammlungsorte bzw. mediale Ökologien. Sie haben sogenannte Betreiber*. Diese Relation macht deutlich, dass eine Initiative oder ein Zusammenschluss einen digitalen Rahmen setzt und aufrechterhält. Dieser ist so gebaut, dass er Teilnahme und Veränderung ermöglicht. Und das wie folgt: Die Betreiber* stellen ihre Initiative in relativ knappen redaktionellen Darstellungen der eigenen Zielstellung vor (zu viele Worte wären kontraproduktiv und würden unauthentisch wirken) – die repräsentative Sprecherposition und Vereinnahmung eines Gegenstandes ist eher „old school“. Der Modus der Kommunikation ist – von diesen oder jenen veranschaulichenden Materialien abgesehen – interaktiv. Die Betreiber* eröffnen und strukturieren lediglich den Raum dafür. Der Fokus liegt auf dem praktischen Wer, Was, Wo und Wie. Interessierte werden detailliert über Möglichkeiten des Mitmachens informiert. Die Plattform will in erster Linie Partizipation technisch ermöglichen, also Community bilden, verbinden, anschließen – und nicht überzeugen. Es geht hier weniger um Identität als um operationalisierte Verbindung. Nutzer* werden eingeladen, sich zu beteiligen und ihr eigenes Ding zu machen, ja, eigentlich sind sie als Besucher* der Seite schon Teil des Projektes, sie sind in dieser Umgebung praktisch nur einen Klick von der formalisierten Teilnahme entfernt. Sie werden als Peer angesprochen, oft geduzt, dialogisch untergehakt und ins Projekt hineingeführt. Die Verbreitung der Projektidee und das Erreichen möglichst vieler Kontakte ist also eine der zentralen Funktionen der Plattformen. Sie wollen möglichst viele Mitmacher* gewinnen und setzen dieses Ziel dann auch algorithmisch und formularbasiert um (so wie

man es auch von kommerziellen Plattformen kennt – der technische Modus der Inklusion ist identisch). Das Ergebnis dieser Teilnahme auf Plattformebene ist i.d.R. ein Platz in der zellenförmigen Anordnung von Einzelprojekten. Eine darüber gezogene Karte visualisiert oftmals die geografische Verteilung (also Nähe bzw. Distanz für Interessenten*). Die zellenförmige Anordnung, also quasi die Containerisierung der einzelnen Projekte als Basiseinheiten, ist eine generell anzutreffende Struktur. Sie erinnert ans Franchising, unterscheidet sich aber in diesem nichtkommerziellen Zusammenhang auch deutlich davon. In den Containern steckt eine Pluralität von Projekten, die zueinander in Austauschbeziehungen stehen, voneinander lernen, vor allem aber ihren Eigensinn und ihre Eigenarten entwickeln und bewahren sollen und dürfen (wer sollte ihnen das auch verbieten wollen?). Die Plattformen organisieren also in erster Linie das Mitmachen, so auch durch Blogs oder/und Facebook-Anwendungen sowie interaktive Webinare. Der Modus ist auch hier der des interaktiven Community-Makings. Die Community entsteht, indem sie kommunikativ wieder und wieder erzeugt wird. Die medialen Angebote ermöglichen bestimmte Arten des Austauschs. Die Community hat stets ein offenes Ohr (und diese Haltung des „offenen Ohrs“ ist hier ganz entscheidend und eine ethische Grundierung des Ganzen, s.o.). Sie operiert vertrauensbasiert und ermöglicht soziale Konstellationen, die sonst eher unwahrscheinlich sind. Gerade die Social Media ermöglichen die konvivialistische Praxis und sind in der Lage, ihr einen enormen Wirkungsgrad zu geben. Im Zusammenhang mit den Medien der Selbstermächtigung ist noch einmal zu betonen, dass sie eben nicht primär über Identität verbinden, sondern über Praxis und konkrete Problemlösung. Dies unterscheidet die Kommunikationen auch von der anderer Gemeinschaften, die primär über den Modus der identitären Zuschreibung operieren („wir“ versus „die anderen“). Gerade diese Neigung zur Schließung ist im Praktikerumfeld nicht tragend – im Gegenteil: Gegen sie tritt man ja an. Das zeigt sich auch an den beim gemeinsamen Reparieren

aufeinandertreffenden Personen. Auch hier ist es die praktische Orientierung am Reparieren, die – im Rahmen einer von allen geteilten Situationsdefinition – eine Praxis des Miteinanders zeitigt, wie sie noch vor wenigen Jahren außerhalb der Institutionen Familie, Verwandtschaft oder Nachbarschaft undenkbar gewesen wäre. Die Auswanderung der gegenseitigen Unterstützung aus diesen traditionellen Zusammenhängen wäre ohne die mediale Dimension nicht möglich. Erst die ermöglichte Praxis des freien Austausches aller thematisch Interessierten hat das kulturelle Imaginäre so bereichert, dass dieser Versammlungsmodus jetzt quasi aus dem digitalen Raum in den lokalen Zusammenhang zurücklaufen kann. Mediale und soziale Innovation entstehen jeweils auseinander.

Durch die Ineinanderschachtelung von digitalen und lokalen Zusammenhängen des Selbermachens entstehen hochverdichtete Bewegungen (im praktischen und politischen Sinne), in denen Akteure lokal und translokal „die Kunst des Zusammenlebens“ als „Kunst des Zusammenmachens“ üben. Sie scheint uns in vielfacher Hinsicht vielversprechend, weil sie praktisch ausgerichtet ist und weil sie handgreifliche und eigenwertige Antworten auf unsere Probleme fabriziert. Sie ist freundlich, ambitioniert und smart, sie sucht gute Wege, und immer sind es die des geringsten Widerstands. Mit unfruchtbaren Kämpfen erschöpft man sich nicht mehr, wohl aber verhandelt man so hart und so zäh wie möglich. Man ist neugierig auf die Welt, von der man ein Teil ist, auf die man im besten Sinne als ein Gegebenes und ein zu Kreierendes schaut: als ein Vermächtnis und eine Verheißung.

Literatur

Adloff, Frank/Heins, Volker M. (2015): *Konvivialismus. Eine Debatte*, Bielefeld.

Avanessian, Armen (Hg.) (2013): *#Akzeleration*, Berlin.

Baier, Andrea/Müller, Christa/Werner, Karin (2013): *Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself*, Bielefeld.

Barber, Benjamin R. (2013): *If Mayor Ruled the World. Dysfunctional Nations, Rising Cities*, New Haven.

Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria (1997): *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive*, München.

Block, Katharina (2016): *Von der Umwelt zur Welt. Der Weltbegriff in der Umweltsoziologie*, Bielefeld.

Bourdin, Alain/Eckardt, Frank/Wood, Andrew (2014): *Die ortlose Stadt. Über die Virtualisierung des Urbanen*, Bielefeld.

Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2013): *Crisis and Continuity of Capitalist Society-Nature Relationships. The Imperial Mode of Living and the Limits to Environmental Governance*. In: *Review of International Political Economy* 20 (4), 687–711.

Dahm, Daniel/Scherhorn, Gerhard (2008): *Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands*, München.

Dell, Christopher (2012): *Die improvisierende Organisation. Management nach dem Ende der Planbarkeit*, Bielefeld.

Dell, Christopher (2016): *Epistemologie der Stadt. Improvisatorische Praxis und gestalterische Praxisgrammatik im urbanen Kontext*, Bielefeld.

Ehrenberg, Alain (2004): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt am Main.

Elster, Frank (2007): *Der Arbeitskraftunternehmer und seine Bildung. Zur berufspädagogischen Sicht auf die Paradoxien subjektiver Arbeit*, Bielefeld.

Fach, Wolfgang (2016): *Regieren. Die Geschichte einer Zumutung*, Bielefeld 2016.

Friese, Heidrun (2014): *Grenzen der Gastfreundschaft. Die Bootsflüchtlinge von Lampedusa und die europäische Frage*, Bielefeld.

Friesinger, Günther/Herwig, Jana (Hg.) (2013): *The Art of Reverse Engineering. Open – Dissect – Rebuild*, Bielefeld.

Gilligan, Carol (1982): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München.

Haidinger Bettina/Knittler, Käthe (2014): *Feministische Ökonomie. Intro*, Wien.

Heckl, Wolfgang M. (2013): *Die Kultur der Reparatur*, München.

Helfrich, Silke/Bollier, David/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) (2015): *Die Welt der Commons. Muster gemeinsamen Handelns*, Bielefeld.

- Helfrich, Silke/
Heinrich-Böll-Stiftung
(Hg.) (2012): Commons.
Für eine neue Politik
jenseits von Markt und
Staat, Bielefeld.
- Illich, Ivan (1975): Selbst-
begrenzung. Eine politi-
sche Kritik der Technik,
Reinbek.
- Kersten, Jens (Hg.) (2016):
Inwastement. Abfall in
Umwelt und Gesellschaft,
Bielefeld.
- Latour, Bruno (1995): Wir
sind nie modern gewesen,
Frankfurt am Main.
- Latour, Bruno (2001):
Das Parlament der Dinge,
Frankfurt am Main.
- Latour, Bruno (2014):
Existenzweisen. Eine
Anthropologie der Moder-
nen, Berlin.
- Lenke, Harald (2007):
Ethik des Essens. Eine
Einführung in die Gastro-
sophie, Berlin.
- Le Monde diplomatique/
Kolleg Postwachstumsgesell-
schaften (Hg.) (2015):
Atlas der Globalisierung.
Weniger wird mehr,
Berlin.
- Les Convivialistes (2014):
Das Konvivialistische
Manifest. Für eine neue
Kunst des Zusammenlebens
(herausgegeben von
Frank Adloff und Claus
Leggewie), Bielefeld.
- Lessenich, Stephan
(2008). Die Neuerfindung
des Sozialen. Der Sozial-
staat im flexiblen Kapitalis-
mus, Bielefeld.
- Marchart, Oliver (2013):
Die Prekarisierungsgesell-
schaft. Prekäre Proteste.
Politik und Ökonomie im
Zeichen der Prekarisierung,
Bielefeld.
- Mc Luhan, Marshall
(1968): Die magischen
Kanäle, Düsseldorf.
- Mixa, Elisabeth/Prinz,
Sarah Miriam/Tumelts-
hammer, Markus/Greco,
Monica (Hg.) (2016):
Un-Wohl-Gefühle. Eine
Kulturanalyse gegenwärtiger
Befindlichkeiten,
Bielefeld.
- Müller, Christa (Hg.)
(2011): Urban Gardening.
Über die Rückkehr der
Gärten in die Stadt,
München.
- Muraca, Barbara (2014):
Gut leben. Eine Gesell-
schaft jenseits des Wachstums,
Berlin.
- Neckel, Sighardt/Wagner,
Greta (2013): Leistung
und Erschöpfung. Burn-
out in der Wettbewerbs-
gesellschaft, Berlin.
- Netzwerk Vorsorgendes
Wirtschaften (Hg.) (2013):
Wege Vorsorgendes Wirt-
schaftsnetzes, Marburg.
- Paech, Niko (2012):
Befreiung vom Überfluss.
Auf dem Weg in die Post-
wachstumsökonomie,
München.
- Peters, Sibylle (Hg.)
(2013): Das Forschen
aller. Artistic Research
als Wissensproduktion
zwischen Kunst, Wissen-
schaft und Gesellschaft,
Bielefeld.
- Praetorius, Ina (2015):
Wirtschaft ist Care. Oder:
Die Wiederentdeckung
des Selbstverständlichen,
Band 16 der Schriften-
reihe Wirtschaft und So-
ziales (herausgegeben
von der Heinrich-Böll-Stif-
tung), Berlin.
- Radkau, Joachim (2000):
Natur und Macht. Eine
Weltgeschichte der
Umwelt, München.
- Reckwitz, Andreas (2016):
Kreativität und soziale
Praxis. Studien zur Sozial-
und Gesellschaftstheorie,
Bielefeld.
- Reckwitz, Andreas (2013):
Die Erfindung der Krea-
tivität. Zum Prozess
gesellschaftlicher Ästheti-
sierung, Berlin.
- Reichert, Ramón (Hg.)
(2014): Big Data.
Analysen zum digitalen
Wandel von Wissen,
Macht und Ökonomie,
Bielefeld.
- Rosa, Hartmut (2016):
Resonanz – Eine Sozio-
logie der Weltbeziehung,
Berlin.
- Roßler, Gustav (2016):
Der Anteil der Dinge an
der Gesellschaft. Sozia-
lität – Kognition – Netz-
werke, Bielefeld.
- Schmelzer, Matthias
(2015): Spielarten der
Wachstumskritik.
Degrowth, Klimagerech-
tigkeit, Subsistenz – eine
Einführung in die Begriffe
und Ansätze der Post-
wachstumsbewegung. In:
Le Monde diplomatique/
Kolleg Postwachstumsgesell-
schaften (Hg.): Atlas der
Globalisierung, 116–121.
- Schmitt, Martin (2016):
Die Frühgeschichte des
Internet. Vom ARPANET
als kybernetischem
System zum Internet als
Ausbruch aus geschlos-
senen Welten (unveröff.
Masterarbeit), Universität
Tübingen.
- Schulze, Gerhard (1992):
Die Erlebnisgesellschaft.
Kultursoziologie der
Gegenwart, Frankfurt
am Main.
- Seidl, Irmi/Zahrnt,
Angelika (2010): Post-
wachstumsgesellschaft.
Konzepte für die Zukunft,
Weimar bei Marburg.
- Strube, Sebastian (2016):
Die App als Arbeitgeber.
Arbeitswelt 4.0 – zur digi-
talen Zukunft der Arbeit.
Essay für den Deutsch-
landfunk, Sendetermin:
20.03.2016.
- Trischler, Helmuth (2016):
Recycling als Kulturtech-
nik. In: Kersten, J. (Hg.):
Inwastement, 227–244.
- Tronto, Joan (2013):
Caring Democracy.
Markets, Equality, and
Justice, New York/
London.
- Tronto, Joan/Fisher,
Berenice (1990): Towards
a Feminist Theory of
Caring. In: Abel, E.K./
Nelson, M.: Circles of
Care: Work and Identity
in Women's Lives,
Albany, 36–54.
- Vetter, Andrea (2015):
Die bessere Technik für
morgen. Mit Wieder-
verwertung, Open Design
und gemeinschaftlichem
Eigenbau lassen sich
zukunftsfähige Produkte
entwickeln. In: Le Monde
diplomatique/Kolleg
Postwachstumsgesell-
schaften (Hg.): Atlas der
Globalisierung, 142f.
- Voß, Gerd-Günter/
Pongratz, Hans J. (1998):
Der Arbeitskraftunter-
nehmer. Eine neue Grund-
form der Ware Arbeits-
kraft? In: Kölner Zeit-
schrift für Soziologie und
Sozialpsychologie 50 (1),
131–158.
- Weber, Andreas (2016):
Sein und Teilen. Eine
Praxis schöpferischer
Existenz, Bielefeld.
- Weber, Max (2010):
Die protestantische Ethik
und der Geist des Kapitalis-
mus, vollständige
Ausgabe (herausgegeben
und eingeleitet von Dirk
Kaesler), 3. durchge-
sehene Auflage, München.
- Werlhof, Claudia von/
Mies, Maria/Bennholdt-
Thomsen, Veronika
(1983): Frauen, die letzte
Kolonie, Reinbek.